

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 2. März 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N^o 22.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bd. u. 11. / VI. 70.

Kirch-Görig bestand aus wenig mehr als einer einzigen Straße, die sich in ihrer Mitte zu einem schmalen, ein unregelmäßiges Dreieck bildenden Platz mit nur zwei Eckhäusern erweiterte.

Tubal und Lewin traten in den Thorweg ein und klopfen an der ersten Thüre links. Eine etwas hoch, aber im übrigen wohlklingende Stimme rief „herein“, und im nächsten Augenblicke sahen sich unreife Freunde durch Dr. Faulstich begrüßt. Dieser entsprach auch in seiner äußeren Erscheinung dem Charakterbilde, das Lewin von ihm entworfen hatte. Trotz allem auf den ersten Blick Gewinnenden fehlte doch mancherlei, und wenn das leicht gekräuselte Haar, die goldene Brille, vor allem auch die weiten Beinkleider aus großkarirtem Stoff ihn momentan als einen Mann erscheinen ließen, der sich daran gewöhnt hatte, mit seinen Ansprüchen nicht allzuweit hinter denen seines Umgangs zurückzubleiben, so leuchteten ihm daneben Ehemische und Halsstuch, ein hervorragendes Nachhängel und die mit zahllosen Kaffeeflecken bespöckelten Brustklappen als einen Gelehrten von herkömmlicher Parure, der gegen Sauberkeit an sich gleichgiltig und für seine Scheinleugung zu größerem Theile dem Drosselsteinischen Schneider verpflichtet war.

Er schien aufrichtig erfreut, die beiden jungen Männer zu sehen, und über die Lobspüche leicht hinweggehend, die Tubal seiner kritischen Arbeit spendete, schob er mit einem scherzhaften: „Sie sehen, meine Herren, die Ehrenplätze des Sophas sind occupirt,“ zwei Binsenstühle an den Tisch. Tubal und Lewin nahmen Platz, während der Doktor, über den eine gewisse Wirklichkeitsanrede gekommen war, an die Hinterwand des Zimmers eilte und mit dem Zeigefingerringel dreimal aufklopfend zugleich aufmerksam hinzorchte, ob drinnen auch geantwortet würde. Diese Antwort schien nicht auszubleiben, denn er kehrte, befriedigten Gesichts, zu seinen Gästen zurück, ihnen mit einem Anfluge von Ironie mittheilend, daß er vor kaum einer Stunde einen Brief „aus dem Kabinet der Frau Gräfin Tante“ erhalten habe. Inhalt: Schwestergeheimniß.

XIV. Jahrgang 22. f.

Es würde nun dies Geheimniß das Schicksal aller ähnlichen Gesellschaftsgeheimnisse gehabt haben, nämlich sofort ausgeplaudert zu werden, wenn nicht das Erscheinen der Wittne Grieppe das eben anhebende Gespräch unterbrochen hätte. Sie blieb in der Thüre stehen, und mit einem Ausdruck äußerster Respektlosigkeit, der ihr im übrigen immer noch hübsches Gesicht geradezu verzerrte, auf den ängstlich daßenden Doktor blickend, sagte sie, was sie zu sagen hatte, in ein halb, wie Frage, halb wie Drohung klingendes „Na?“ zusammen.

„Ich möchte Sie bitten, Frau Grieppe, uns etwas Obst zu bringen, Hasentöpfe, Meinetten. Auch Brot und Butter.“ „Gleich?“

„Ich bitte darum. Die Herren kommen von Hohen-Viez.“

Diese halbe Vorstellung blieb nicht ohne Wirkung, um so weniger, als Tubal, der es in solchen Dingen nicht genau nahm, sich leise gegen Frau Grieppe verbeugte. Eine solche Huldigung gefiel ihr, noch mehr der, von dem sie ausging. Sie musterte Tubal mit jenem blide suchenden Einverständnis, in dem sie nachdem ihr Reiz und ihre Widerwärtigkeit bestand, und verschwand dann wieder, ohne die Bitte Faulstichs mit einem „Ja“ oder „Nein“ beantwortet zu haben.

Nach einiger Zeit trat sie wieder ein, setzte den erbetenen Imbiß, indem sie einen Haufen Blätter mit wenig verhehlter Geringschätzung bei Seite schob, auf den Tisch, ließ dem „Na!“ und „Gleich?“ ihrer ersten Unterhaltung jetzt ein ebenso kurzes „so“ folgen und entfernte sich dann wieder mit jenem überheblichen Gesichtsausdruck, den gewöhnliche Frauen ihrem Opfer nie schenken, wenn sie aus diesem oder jenem Grunde ihre Herrscherrolle momentan mit der Rolle einer Dienerin vertauschen müssen.

Faulstich athmete auf, er begann ungezwungener zu werden und bat das durch Frau Grieppe Gebotene, nunmehr seinerseits auf eine höhere Stufe heben zu dürfen. „Ich bin nicht immer so gut assortirt wie heute,“ damit trat er an einen Wandschrank heran, der einem scheuen Blicke nach, womit

Lewin darüber hinstreite, ein Chaos zu enthalten schien, und kam mit einem ganzen Arm voll Sachen, die sich unschwer als Ziehbinger Weihnachtsreste erkennen ließen, an den Tisch zurück. Es waren Gewürzstüchen, Marzipan und eine langhalsige Flasche Maraschino in Originalverpackung. Auch kleine Spitzgläser brachte er herbei.

Er nahm dann selber Platz, füllte die Spitzgläser und stieß an auf das Haus Hohen-Biez. Lewin dankte, Tubal aber ließ „die Arten und Unarten der romantischen Schule“ leben. Faulstich war nicht unempfindlich gegen solche Huldigungen und lächelte, während Tubal fortfuhr: „Ich möchte Sie, geehrtester Herr Doktor, nicht gern in ein Gespräch über Dinge verwickeln, die Sie abgethan haben; Roma locuta est; aber eine Bemerkung müssen Sie meiner Neugier zu gute halten, haben Sie nicht Novalis auf Kosten Tiecks überschätzt?“

„Ich glaube kaum,“ erwiderte Faulstich, der klug genug war, in solchen Fragen eher ein Lob als einen Tadel zu erblicken; „ich glaube kaum, daß er überschätzt werden kann. Die ganze Schule vereint sich in dieser Anschauung.“

„Auch Tieck? Empfiehlt er nicht solche Neudekretirung als eine Thronsetzung?“

„Keineswegs, denn die Neudekretirung geht von ihm aus. Er ist Kritiker genug, um in Novalis die Spitze, die Vollendung der Schule zu erkennen, und er ist ehrlich genug, das, was er erkannt, auch auszusprechen. Selbst auf die Gefahr einer Einbuße eigenen Ruhms.“

Das Gespräch verweilte nun bei Novalis, der der Liebling des Doktors war. „Wie wunderbar schön,“ rief dieser, „sind die Strophen, mit denen er die Reihe seiner „geistlichen Lieber“ einleitet. Ich lese Ihnen wenige Zeilen vor, weil ich der Wirkung derselben sicher bin:

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Dah' Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeforben sei.
Für mich umring dich Leiden,
Bergingst für mich in Schmerz,
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oh muß ich bitter weinen,
Dah' du gestorben bist,
Und mancher von den deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Dah' du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen
Und keiner denkt daran.“

Der Doktor, der mit von Zeile zu Zeile bewegter werdender Stimme gelesen hatte, legte das Buch aus der Hand; dann fuhr er fort: „Seit dem Paul Gerhardschen „O Haupt voll Blut und Wunden“ ist nichts ähnliches in deutscher Sprache gebichtet worden. Und das in diesen Zeiten des Abfalls!“

Tubal war bewegter als Lewin; er stand wie alle sinnlichen Naturen unter dem Einfluß schwärmerischen, sich anschmiegenden Wohlklangs. Er schritt, während Lewin das Novalisgespräch mit dem Doktor fortsetzte, auf das Fenster zu und sah hinaus. Schulknaben und Mädchen in Pelzmützen und rothen Kopfstüchern kamen die Straßen herauf, und jagten und schneeballten sich, während hunderte von körnerpidenden Sperlingen hin und her häßten, aber nicht aufflogen. Alles athmete Frieden, und Tubal, der im Anblick dieses Bildes das in stiller Sehnsucht wurzelnde Glück wachsen fühlte, das die Vorlesung der Strophen in ihm angeregt hatte, trat jetzt vom Fenster her wieder an den Tisch und sagte, dem Doktor die Hand reichend: „Wie beneide ich Ihnen diese Kirch-Göriger Lage! Statt des Geschwäzes der Menschen Schönheit und Tiefe, und dabei die Ruhe, sich beider zu freuen.“

Lewin schwieg. Er kannte zuviel von der Wirklichkeit der Dinge, um zuzustimmen; der Doktor aber antwortete: „Sie haben aus dem Becher nur gekostet; wer ihn leeren muß, der schmeckt auch die Dofen. Und immer höher steigt dieser Bodensatz. Die Bücher sind nicht das Leben, und Dichtung und Ruhe, wie viel glückliche Stunden sie schaffen mögen, sie schaffen

nicht das Glück. Das Glück ist der Frieden, und der Frieden ist nur da, wo Gleichklang ist. In dieser meiner Einsamkeit aber, deren friedlicher Schein Sie betrückt, ist alles Widerspruch und Gegenfatz. Was Ihnen Freiheit dünkt, ist Abhängigkeit; wohin ich blicke Disharmonie, gesucht und nur geduldet, ein Klippichullehrer und ein Champion der Romantik, Frau Grieppe und Novalis.“

Er war aufgejprungen und durchschritt das Zimmer. „Beneiden Sie mich nicht,“ fuhr er fort, „und vor allem hüten Sie sich vor jener Lüge des Daseins, die überall da, wo unser Leben mit unserem Glauben in Widerspruch steht, stumm und laut zum Himmel schreit. Denn auch unsere Ueberzeugungen, was sind sie anders als unser Glauben! Die Wahrheit ist das höchste, und am wahrsten ist es: „Selig sind, die reinen Herzens sind.“

In diesem Augenblick erschien Frau Grieppe, die sich mittlerweile gepulst hatte, wieder in der Thür, vorgeblich um anzufragen, ob sie abräumen solle, in Wahrheit aus Neugier und um sich zu zeigen. Ein Blick innerlichsten Grolls schoß aus dem Auge des Doktors, aber sofort seine Kette fühlend, verzog er den Mund zu einem freundlichen Lächeln. „Wir wollen es lassen, Frau Grieppe, später.“ Damit zog sich die Frau wieder zurück.

Die Freunde hatten sich erhoben; der Nachmittag, der längst angebrochen war, nahte zum Aufbruch. Tubal reichte dem Doktor die Hand. „Ich habe nichts überhört; Ihre Worte haben mich mehr getroffen, als Sie wissen können.“ Der Doktor lächelte: „Novalis ist tief, aber das Evangelienwort, das ich eben gesprochen, ist tiefer. Ihnen, lieber Lewin, hat ihn die Mutter Natur ins Herz geschrieben. Und das ist die Gewähr Ihres Glücks.“

„Berufen wir es nicht.“

Damit trennte man sich. Frau Grieppe stand in der Hausthür, um noch einen Gruß zu erhaschen. Sie sah beiden Freunden nach und lachte.

XXII. Helpt mi!

Es schlug vier Uhr, als Lewin und Tubal den Ausgang des Städtchens erreicht hatten. Wenige Minuten später standen sie am Fluß, und Tubal, der um einige Schritte vorans war, schickte sich bereits an, das steile Ufer hinabzusteigen, als ihm Lewin zurief:

„Laß uns diesseits bleiben; wir haben hier die große Straße; erst zwischen Neu-Manschnow und dem Entenfang bei der Hohen-Biezer Kirche gehen wir über.“

Tubal war es zufrieden. Sie schritten also eine kleine Strecke zurück, bis sie wieder inmitten einer breiten Pappelallee standen, die sie schon fünf Minuten vorher passiert hatten, und nahmen nun ihre Richtung erst auf die Rathstoder Fähre, dann auf das Neu-Manschnower Vorwerk zu. Dieses Vorwerk war halber Weg. Die Straße stieg ein wenig an. Als sie den höchsten Punkt erreicht hatten, wurden sie des Hohen-Biezer Kirchturms ansichtig, der auf dem jenseitigen Höhenzuge wie ein Schattenriß im Abendrothe stand.

„In einer Viertelstunde ist es dunkel,“ sagte Lewin, „aber wir können nicht fehlen; jetzt haben wir die Straße, nachher den Thurm.“

Tubal nickte zustimmend; aber ihn gesprächig zu machen, wollte nicht gelingen. Die Worte des Doktors von dem „Widerspruch des Daseins“ klangen ihm noch im Ohr. Er war dadurch in seinem eigenen Thun getroffen worden, mehr noch in dem seines Hauses. Es lag ihm jetzt daran, die kaum angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen. Denn so verhaßt ihm alles Predigerhafte war, so tief ergriffen ihn Sätze, die reicher Erfahrung und einer lebhaften Empfindung entstammten.

In Schweigen schritten die beiden Freunde nebeneinander her. Als sie die Rathstoder Fähre zur Linken hatten, war es Abend geworden. Einzelne Sterne blinkten matt; in nördlicher Richtung begann ein Himmel.

„Ich glaube, der Mond geht auf,“ bemerkte Lewin und wies auf eine helle Stelle am Horizont.

„So früh?“ fragte Tubal mechanisch, und sah sich weiterer

Anstrengung überhoben, als ein Fahrwerk herantam, dessen eiserne Nummelfette an der Deichsel klapperte. Lewin kannte das Gepann. Es war der Rauschnower Müller.

„Guten Abend, Ariele. Noch so spät bei Weg?“

„Man möt wollt, Jungeherr. Se weten doch, wat mi passirt is?“

„Ja, Ariele. Aber wie konnten Sie nur das Geld unter die Diele legen?“

„Ja, wo soll man mit hen, Jungeherr? De een Stell is so schlecht as de anner. Id will all nu nach Frankfurt. Morgen ist Verhör.“

„Haben sie denn die Diebe schon?“

„Se hebben Paskten und Pappriken, de immer mit dabi sinn. Aber Justizrath Turgany hatt mi seggen laten: Pappri is et nich. Un mit Paskten wihr et ooch man so so.“

„Nun, der Justizrath versteht es. Grüßen Sie ihn von mir.“

„Dat will id utrichten, Jungeherr.“

Dabei zogen die Pferde wieder an; eine Weile noch hörte man das „Hil!“ des Müllers und dazwischen das Klappern der Kette. Dann war alles still.

Die Begegnung, unbedeutend wie sie war, hatte wenigstens die Jungen gelöst. Tubal fragte, Lewin antwortete, und ehe noch die Familiengeschichte des Rauschnower Müllers anserzählt war, hielten die beiden Fremde dem Hohen-Vieher Kirchthurm gegenüber. Sie bogen aus der Pappelallee links ein, folgten dem Laufe eines kleinen Grabens, der sich quer durch den Acker hinzog, und standen alsbald an einem versteinerten, wohl zwanzig Fuß hohen Abhang, von dem aus nicht Weg, nicht Steg zum Fluß hinunter führte. Zum Gehen war es zu steil, zum Springen zu hoch, so legten sich beide, Gewehr im Arm, auf den Rücken, drückten die Schultern fest in den Schnee und glitten glücklich hinab; freilich nur, um sofort vor einem neuen ernsteren Hindernisse zu stehen. Inmitten des Flusses ließen sich einige Tannen erkennen, die den Längsweg bezeichneter, aber kein Querweg, der sie bequem und sicher hinüber geführt hätte, war abgesteckt. Tubal schritt nichtsdestoweniger vorwärts und wollte den Uebergang forciren, aber Lewin litt es nicht.

„Du weißt nicht, was Du thust. Es ist das schwierigste Terrain. Ueberall hier herum bauen die Dorfleute große Löcher in das Eis; es ist der Fische halber, die sonst ersticken. Das überfrieret dann, und der Schnee verweht die Stelle.“

„Aber wir müssen doch hinüber?“

„Gewiß, aber nicht hier. Es wird sich schon ein Uebergang finden. Tausend Schritte weiter aufwärts zweigt der Weg nach Gorgast ab. Das ist ein großes Dorf. Ich bin sicher, daß sich die Gorgaster eine Kuschelallee abgesteckt haben.“

„Nun gut, Du mußt es wissen.“ Damit schritten beide Freunde am Flußrande hin, der oft so schmal war, daß sie mit ihrer rechten Schulter den versteinerten Abhang streiften. Es war ein beschwerlicher Marsch, namentlich da, wo große Büsche von rothem Berst überleitet werden mußten. Endlich sahen sie die Stelle, wo von rechts her eine Art von Hohlweg einmündete und sich quer über das Eis hin fortsetzte.

„Unsere Irrfahrt geht zu Ende,“ sagte Lewin und wies auf die schwarzen zugespitzten Bäumchen, die sich bald deutlich als die Kiefern einer Querallee erkennen ließen. „Mehr Abenteuer, als ich zwischen Kirch-Görig und Hohen-Viehe für möglich gehalten hätte.“

„Und wir sind noch nicht im Hasen,“ antwortete Tubal. „Ein russischer Feldzug im Kleinen. Schnee, Schnee. Et voilà la Berésine.“

„Aber keine Brücke wird unter uns zusammenbrechen,“ scherzte Lewin und bog voranschreitend in den abgesteckten Weg ein, der die beiden Freunde nach wenigen Minuten schon sicher ans andere Ufer führte.

Hier überstiegen sie zunächst den Höhenzug, auf dem sie nach links hin den Hohen-Vieher Kirchthum noch eben erkennen konnten, und sahen sich nun gezwungen, dieselben tausend Schritte wieder zurück zu marschiren, die sie jenseits über das Ziel hinaus geschossen waren. Der Weg, den sie noch zu machen hatten, lief zunächst am Fuße des Hügels, dann aber an einer dichten Schonung hin, von deren vorderstem Eck aus höchstens ein

Büchenschuß bis zum Dorf und kaum halb so weit bis zur großen, von Küstrin auf Hohen-Viehe zu führenden Straße war.

Als sie dies Eck erreicht hatten, hörte der Fußpfad auf, oder war in der Dunkelheit nicht mehr bestimmt zu erkennen. Sie schwankten noch, ob sie wieder umkehren und den eben aufgegebenen Hügelweg (der sie in den Hohen-Vieher Park geführt haben würde) fortsetzen oder quer über den versteinerten Sturzacker hin, auf die große Straße zuschreiten sollten, als sie zwischen den Bäumen eben dieser Straße verschiedener Gestalten ansichtig wurden. Gleich darauf war es auch, als ob gesprochen, und im nächsten Augenblicke schon, als ob ein heftiger Streit geführt würde. Plattdeutsche Schmäh- und Scheltworte ließen sich unterscheiden, bis es plötzlich über das Feld hin zu ihnen herüber klang: „He wörgt mi; helpt mi, Lid!“

Lewin, um sich rascher zurecht zu finden, war auf einen großen Feldstein gesprungen, der hier am Waldeck als Grenzzeichen lag, aber schwerlich würde er seinen Zweck erreicht haben, wenn nicht in demselben Augenblicke der Mond aus dem Gewölk, das ihn seit einer Stunde verdeckt hatte, hervor getreten wäre. Er sah jetzt alles deutlich.

„Das ist Hoppenmarieten,“ rief er. Dabei sprang er von dem Steine herunter, riß das Gewehr von der Schulter und schloß den einen Lauf ab, um zu zeigen, daß Hilfe da sei. „Das wird wenigstens eingeschüchtert haben; vorwärts, Tubal!“ Damit setzten sich beide Freunde quer über das Feld hin in Trab. Lewin stürzte, raffte sich aber schnell auf und war im nächsten Augenblicke wieder an Tubals Seite.

Als sie den halben Weg bis zur Straße hinter sich hatten, konnten sie die Scene deutlich erkennen. Einer von den Strolchen war nach dem Dorf zu als Posten aufgestellt, während der andere mit Hoppenmarieten rang und an ihrem Halse riß und zerrte.

„Halt aus!“ rief Lewin, der jetzt einen Vorsprung hatte, aber es bedurfte des Zurufes nicht mehr. Der Straßenräuber ließ von ihr ab und ließ, einen weiten Bogen beschreibend, auf dasselbe Wäldchen zu, von dessen entgegengesetztem Eck aus, Tubal und Lewin ihren Lauf über den Sturzacker hin begonnen hatten. Der andere, als Posten aufgestellte verschwand nach der Dorfseite hin.

Als Lewin und dann Tubal den Fahrweg erreichten, schien ihnen auch Hoppenmarieten verschwunden. Aber gleich darauf fanden sie dieselbe. Sie lag hinter einem aufgeschütteten Steinhaufen, zwischen diesem und einer Pappelweide, deren oberes Geäst voller Krähenester war. Die Kiepe war noch auf ihrem Rücken, der Stod in ihren Händen.

„Ist sie todt?“ fragte Tubal.

Lewin, ohne sich vom Gegentheil überzeugt zu haben, schüttelte den Kopf, bückte sich zu ihr nieder und zog ihre beiden Arme aus den leinenen Tragebändern heraus. Als er sie so von der Kiepe frei gemacht und sich überzeugt hatte, daß es nichts als eine Ohnmacht war, hob er sie vom Boden auf und legte sie mit dem Rücken an den Baum.

„Gib etwas Schnee,“ rief er Tubal zu, während er selber ihr das enge Tuchnieder öffnete, dessen oberste Haken ohnehin bei dem Ringen und Zerren abgerissen waren. Er sah jetzt deutlich an dem roth und blutrünstig gewordenen Hals und Nacken, daß alle Anstrengungen des Strolchs seinen anderen Zweck gehabt hatten, als ihr die Geldtasche zu entreißen, die sie herkömmlich an einem harten und engen Lederriemen um den Hals trug. Der Riemen hatte aber weder reißen, noch auch sich über den Kopf fortziehen lassen wollen.

In diesem Momente schlug Hoppenmarieten die Augen auf. Ihr erstes war, daß sie nach der Tasche faßte; dann erst musterte sie die Personen, die um sie beschäftigt waren. Ein ihr sonst nicht eigenes gutmüthiges Lächeln, das mit ihrer Mäßigkeit ausföhnen konnte, flog über ihr Gesicht, als sie Lewin, ihren Liebbling erkannte, den einzigen Menschen, an dem sie wirklich hing. Sie streichelte und patschelte ihn; als aber Tubal auch jetzt noch fortfuhr, ihr in einer ihr lästigen Weise die Stirn mit Schnee zu reiben, wurde sie ungeduldig, stieß ihn zurück und wies mit dem Zeigefinger immer heftiger auf die neben ihr stehende Kiepe. Lewin verstand ihr Gebahren

einigermaßen und begann in der Kiepe umher zu kramen. Als er, gleich in der obersten Lage, eine mit einem Sacktuche umwickelte Flasche fand, wußte er, was Hoppenmarielen gemeint hatte. Er machte Miene, während er sich über sie bog, etwas von dem Brauntwein in seine Hand zu gießen; aber jetzt richtete sich ihr Unmuth selbst gegen diesen, und ihm ärgerlich die Flasche aus der Hand reisend, that sie einen tüchtigen Zug. Sofort hatte sie alle Lebenskräfte wieder; sie drückte den Kork in die Flasche und rief Lewin zu: „Nu helst mi up, Jungeherr.“ Dann setzte sie die Kiepe auf den Steinhaken, legte den langen Krummstod daneben und fuhr mit ihren kurzen Armen durch die feinen Kiepenbänder. So stand sie wieder marschfertig da.

„Bist Du nicht mit uns zurück?“ fragte Lewin. „Wir begleiten Dich.“

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich nach der entgegengesetzten Seite hin in Marsch, im Selbstgespräch allerhand Unverständliches vor sich hinhimmelmelend.

Die Freunde sahen ihr nach. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und drohte mit ihrem Stod nach dem Wäldchen hinüber, in dem der eine der Strolche verschwunden war.

XXIII. In der Amts- und Gerichtsstube.

Berndt von Bihewitz war, während Tubal und Lewin ihren Besuch in Kirch-Obritz machten, nach Hohen-Bieh zurückgekehrt. Es lagen anstrengende Tage hinter ihm, zugleich Tage voller Enttäuschungen und Versäumnissen. Der Minister hatte sich mit glatten Worten jeder bindenden Zusage zu entziehen gewußt und auch in anderen einflussreichen Kreisen der Hauptstadt, so weit ihm dieselben zugänglich waren, war er der ihm verhassten Wendung begegnet: „wir müssen abwarten“. Nirgends ein Versprechen des Moments. Nur in Guse hatten sich Banne, Krach und Krize, mit denen er unmittelbar vor dem Ausbruch noch ein Gespräch herbeizuführen wußte, seinen auf rücksichtsloses Vorgehen gerichteten Plänen geneigt gezeigt. Drosselstein schwankte; aber auf der Fahrt von Guse nach Hohen-Biehar war er unter dem Einflusse, den Berndts Beredsamkeit ausübte, anderen Sinnes geworden, und hatte schließlich nicht nur einer allgemeinen Volksbewaffnung, sondern auch, wenn kein regelrechter Krieg erklärt werden sollte, dem Plane eines auf eigene Hand zu führenden Volkskrieges zugestimmt.

Bei seinem Eintreffen in Hohen-Bieh war Berndt angenehm überrascht, Besuch vorzufinden. Er hatte das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit seinen ihm mit der Macht einer fixen Idee beherrschenden Plänen entrisen zu werden, und niemand war dazu geschickter, als Kathinka, die, während sie die politischen Gespräche vermied, zugleich geistvoll genug war, den entsetzlichen Ausfall durch glückliche Improptus oder durch Pikanterien aus den Hof- und Gesellschaftskreisen zu decken. Ihre Erscheinung wirkte mit. Er überließ sich auch diesmal ihrem Gepolter, vergaß über der Schilderung eines Ballabends bei Excellenz Schudmann, wo der bairische Gesandte dies und das gesagt oder gethan hatte, momentan alle Pläne und Sorgen, und sah sich der heiteren Zerstreuung dieses Gepolters erst wieder entzogen, als das Erscheinen Tubals und Lewins und ihre Erzählung des eben gehaltenen Abenteurers seine Gedanken in das alte Geleise zurückdrängten. Er klingelte.

„Jeeje“, rief er dem eintretenden Diener zu, „schicke Kriffs Willem zum Schulzen. Oder gehe lieber selbst. Ich müßte ihn sprechen. Morgen früh halb elf.“

Er wollte nach diesem Zwischenfall, schon um Kathinkas willen das Gespräch in den Ton leichter Unterhaltung zurückführen, aber es mißglückte, da auch Tubal und Lewin eine rechte Heiterkeit nicht finden konnten.

Das war abends.

Am anderen Morgen finden wir Berndt in seiner, im ersten Stod gelegenen Amts- und Gerichtsstube, einem großen Eckzimmer, von dem aus, nachdem eine Seitenthür vermauert worden war, nur ein einziger Ausgang auf den Korridor führte.

An eben diesem Korridor lagen auch die Fremdenzimmer.

Die Amts- und Gerichtsstube zeigte nur wenig, was der Feierlichkeit ihres Namens entsprechen hätte. Sie war eine

Schreib- und Arbeitsstube wie andere mehr, in die sich Berndt, namentlich um die Sommerzeit, wenn die beiden großen Fenster von Spalierweiden überwachen waren, gern zurückzog. Es war dann hier lustig und schattig, und in dem dichten Weinlaub zwitscherten die Vögel und sahen in das geräumige Zimmer hinein. Denn geräumig war es geblieben, trotzdem es an Urväterhausrath, an Kealen mit Büchern und Akten, an eisenbeschlagenen Truhen und einem altmodischen, bis fast an die Decke reichenden Radellosen nicht fehlte. Eine der Truhen stand rechts neben der Thür und hatte ein Vorlegegeschloß, während auf den Sims der Keale, in chaotischem Durcheinander,wendische Todienurnen und italienische Marmorvasen, zwei Dragonerkastets und eine in röthlichem Thon ausgeführte Porträtbüste Friedrich des Großen standen. Man sah deutlich, es fehlte der Schönheits- und Ordnungssinn. Es hatte sich zusammen gefunden; weiter nichts.

An dem mit allerhand Schriftstücken überhäuften Schreibtische, dessen eine Schmalseite den Fensterpfosten berührte, saß Berndt, einen großen Bogen Kartenpapier vor sich, den er, mit Hilfe von Lineal und Meißel, in Rubriken theilte. Er begann eben die nöthigen Ueberschriften zu machen, als er draußen auf der Besendecke ein sorgliches Pagen, und gleich darauf ein Klopfen an der Thüre hörte, leise genug um artig, und laut genug um nicht ängstlich zu sein.

„Herein!“ Es war der Erwartete.

„Guten Tag, Kniehase. Auf die Minute. Das sieht uns Alten nun einmal im Blut. Die Jungen sind nicht mehr dazu zu bringen. Nehmen Sie Platz, da den Stuhl am Ofen, und nun rücken Sie heran.“

Der so Begrüßte legte Hut und Handschuh auf die große Truhe mit dem Vorlegegeschloß, und that im übrigen, wie ihm geheißen.

„Ich habe Sie rufen lassen, Kniehase,“ nahm Berndt wiederum das Wort, „weil etwas geschehen muß. Und Sie sind der Mann, den ich brauche. Aber ich will nicht vorgehen. Erst das nächstliegende. Sie haben von dem Ueberfall gehört, der unserer alten Heze fast das Leben oder doch die Geldtasche gekostet hätte.“

Kniehase nickte.

„Fünfhundert Schritt vom Dorf, auf offener Straße, der Abend kaum angebrochen. Und wenn dies allein stände! Aber in einer Woche der dritte Fall. Am heiligen Abend dem Goltzower Schmidt die Kuh aus dem Stall getrieben, am zweiten Feiertage dem Manschnower Müller die Dielen aufgebrochen, gestern Hoppenmarielen fast gewürgt. Wohin sind wir gekommen?“

„Es ist Quappendorfer Gesindel, gnädiger Herr. Miesley war am dritten Feiertag in Frankfurt, er sah noch, wie sie Paskhen und Pappriegen einbrachten.“

„Nicht doch, Kniehase. Das ist es eben, was mich reizt und ärgert, dieses bequeme Zugreifen ohne Sinn und Verstand. Immer dieselben armen Teufel, in fünf von sechs Fällen müssen sie wegen fehlenden Beweises wieder entlassen werden, und das heißt Justiz! Es ist zum Erbarmen. Und das alles aus Bequemlichkeit; die Gerichtsherrn wollen nicht denken, und die Schulzen wollen nichts thun. Von den Bauern spreche ich gar nicht; sie löschen immer erst, wenn das eigene Dach brennt. Das muß aber anders werden, und wir müssen anfangen. Unsere Hohen-Bieyer sind die besten. Kein Kolonistenpaß, das über Nacht reich geworden. Nichts für ungut, Kniehase, Sie sind selbst ein Pfälzer.“

Kniehase lächelte. „Gnädiger Herr haben ganz recht, die alten Wendischen sind besser; störrig, aber zäh und zuverlässig.“

„Und geschieht dazu, sonst hätten sie den Neu-Varimmer Pfälzer nicht zum Hohen-Bieyer Schulzen gemacht. Das ist mein alter Satz. Aber nun hören Sie auf, Kniehase: was Sie Quappendorfer Gesindel nennen, ist fremdes Volk, Franzosen.“

„Nicht doch, gnädiger Herr. Ich war eben mit bei Pastor Seidentoyf heran. Die Franzosen, so meint er, stehen oben an der Grenze, und wenn es hoch kommt, an der Weichsel.“

„Es ist so. Und doch habe ich recht. Ich spreche nicht von der klein gewordenen „großen Armee“, nicht von den aus



Willkommen! Nach dem Gemälde von Professor Gussow.

Moskau herausgeräucherter Corps, die jetzt wie Novemberfliegen über die weiße Wand kriechen, ich spreche von dem kleinen verzettelten Zeug, das hier an fünfzig Plätzen zurückgelassen wurde: tausend Mann in Küstrin, fünftausend in Stettin, die meisten aber stecken in den kleinen polnischen Reitern. Wie weit ist es bis an die Grenze?"

„Behn Meilen, wie die Krähe fliegt.“

Da haben Sie es, Antehase. Dieses verzettelte Zeug, das nicht in Festungen untergebracht werden konnte, das läuft jetzt weg wie Wasser, wenn die Reifen von der Tonne fallen. Neapolitaner, Würzburger, Kassauer, das hält ohnehin nicht zusammen. Und wenn erst mal das eiserne Band fehlt, so ist nur ein Schritt noch vom Soldaten- bis zum Räuberleben. Was hier herum spukt, sind Deserteure aus dem Polnischen, vielleicht auch Marodeurs von den Zugzugsregimentern, die der

Kaiser jetzt als vorläufige kleine Münze in allen Taschen Deutschlands zusammenträgt. Und mit diesem Gesindel, ob aus Polen oder sonst woher, müssen wir ein Ende machen; zum wenigsten darf es uns nicht über den Kopf wachsen. Und kommen dann die Reste von der großen Armee heran, heute hundert und morgen tausend, so haben wir's bei den Einern und Behnern gelernt. „Wer das Kleine nicht achtet, ist des Großen nicht werth,“ so sagt das Sprichwort. Also vorwärts! Und je eher, je lieber.“

Der Hohen-Bieker Schütze reckte sich in die Höhe und schien antworten zu wollen, aber der Gutscherr hatte sein letztes Wort noch nicht gesprochen.

„Was ich meine, Antehase, ist das: wir müssen uns fertig machen; Landsturm, Dorf bei Dorf.“

„Und wenn dann der König ruft...“

„So sind wir da,“ ergänzte Berndt, zugleich mit scharfer Betonung hinzufügend: „Und wenn er uns nicht ruft, so sind wir auch da. Und das ist es, Kniehase, weshalb ich Sie habe ruhen lassen.“

„Es geht nicht ohne den König.“

Der alte Wigewig lächelte. „Es geht; die Zeiten wechseln. Es gibt Zeiten des Gehorchens und Abwartens, und es gibt andere, wo zu thun und zu handeln erste Pflicht ist. Ich liebe den König; er war mir ein gnädiger Herr und ich habe ihm Treue geschworen, aber ich will um der beschworenen Treue willen die natürliche Treue nicht brechen. Und diese gehört der Scholle, auf der ich geboren bin. Der König ist um des Landes willen da. Trennt er sich von ihm, oder läßt er sich von ihm trennen durch Schwachheit oder falschen Rath, so löst er sich von seinem Schwur und entbindet mich des meinen. Es ist ein schönes Unterfangen, das Wohl und Wehe von Millionen an die Laune, vielleicht an den Wahnsinn eines Einzelnen knüpfen zu wollen; und es ist Gotteslästerung, den Namen des Allmächtigen mit in dieses Pappenspiel hineinzu ziehen. Wir haben drüber gesehen, wohin es führt; zu Blut und Weil. Weg mit dieser Freilehre, von höflichen Pfaffen groß gezogen; es ist Menschenjagung, die kommt und geht. Aber unsere Liebe zu Land und Heimat, die dauert wie das Land selber.“

Kniehase schüttelte den Kopf. „Es geht nicht ohne den König,“ wiederholte er. „Der gnädige Herr sind hier geboren und kennen das Bruch und seine Bauern. Aber, mit Vermittlung, ich kenne die Bauern besser. Der König ist ihnen alles. Der König hat ihnen das Bruch eingebracht, der König hat ihnen die Kirchen gebaut, der König hat ihnen die Gräben gezogen. So wissen sie es von Vater und Großvater her, und so wissen sie es von sich selber. Wenn ich mit Kallies und Kümmerig und den anderen Ganzbauern drüber bei Scharwenta siße, so ist „der alte Freig“ das dritte Wort. Er ist ihr Herrgott, und sie sprechen von ihm, als wenn er noch lebte. Nur eins ist dem Bauer noch mehr ans Herz gewachsen: sein Haus und Hof.“

„Und um Haus und Hof willen, soll er jetzt die Waffe in die Hand nehmen. Es ist nicht das erste Mal in diesem Lande. Als der Schwede jenseit der Elbe in der Altmark hauste, haben sich die Bauern aufgemacht, ohne viel zu fragen. Und das ist es, was sie wieder sollen.“

„Ich weiß davon,“ antwortete Kniehase, „es waren Drömlinger Bauern. Aber sie hatten Fahnen, darauf geschrieben stand:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.“

Der alte Wigewig, der sich seines Schulzen und der Zähigkeit freute, mit der er seine Sache zu führen wußte, gab ihm die Hand und sagte: „Eine solche Fahne, Kniehase, wollen wir auch haben, und wir wollen sie hoch in Ehren halten. Aber wenn uns der König diese Fahne verbietet, so müssen wir sie tragen auch ohne seinen Namen, um des Landes willen, und dieser Rechtsittel ist nicht der schlechteste. Denn unser Land ist unsere Erde, die Erde aus der wir selber wurden.“

Kniehase schüttelte wieder den Kopf. „Die Erde thut es nicht, gnädiger Herr.“

„Doch, Kniehase,“ fuhr Berndt fort, „die Erde thut es, muß es thun, weil sie unser erstes und letztes ist. Und irdisch gesprochen auch unser bestes. Wir sind Erde, und wir sollen wieder Erde werden, und das ist es, was uns die Erde so theuer macht. Ein jeder ahnt es von Anfang an, aber das rechte Wissen davon, das kommt uns erst, das will erfahren sein. Ich habe es erfahren. Sie waren dabei, Kniehase, wie wir den Sarq hinauf trugen; Sie wissen schon welchen. Es war Winterzeit, und der Schnee fiel. Als aber der Schnee schmolz und im März der erste Krokus kam, da habe ich die Erde da oben, die mein Glück barg, mit meinen Lippen berührt und immer wieder berührt. Und seit dem Tage weiß ich, was eine theure und geliebte Erde ist.“

Berndt fuhr bei dieser Erinnerung mit der Hand über Augen und Stirn. Kniehase wußte wohl warum, aber er wollte es nicht wissen, denn er war eine schamhafte Natur, und sah stumm vor sich hin.

„Das war im Frühjahr anno sieben,“ nahm der alte Wigewig nach kurzer Pause wieder das Wort, „ich sollte es aber noch besser erfahren. Ich hatte noch nicht ausgelernt, was Erde sei. Es war um dieselbe Zeit, Sie entsinnen sich, Kniehase, daß sie den Kyriker Kämmerer, der so unschuldig war wie Sie und ich, vor eins ihrer feigen und feilen Kriegsgerichte stellten, und ihn aburtheilten und niederstießen. Was sage ich „niederstießen?“ Hinwürgen war es. Denn so schlecht wie das Urtheil, so schlecht war seine Vollstreckung. Er lag am Boden, der unglückliche tapfere Mann, und konnte nicht sterben. Da sprang ein mittelbiger Westfale vor und schoß ihm ins Herz: „aus Liebe zu Dir, Du unschuldig Blut, will ich Dir zum Tode helfen.“

Kniehase nickte. Er entsann sich des Herzgangs, der damals alles mit Entsetzen erfüllt hatte.

„Sehen Sie, Kniehase, von dem Tage an hörte ich immer die fünf Schüsse, und mir war, als fühlte ich sie an meinem eignen Herzen. Ich hatte keinen Schlaf mehr, aber ich wußte, was mich ruhig machen würde, und endlich machte ich mich auf in die Priegnitz. Als ich in der kleinen Stadt ankam, fragte ich nach, und ließ mich hinausführen. Es war vor einem der Thore, eine Pappelallee und ein wüstes Feld daneben. Da schickte ich das Kind wieder fort, das mich hinaus begleitet hatte, und als ich nun allein war, da warf ich mich nieder an den Hügel, und riß eine Hand voll Erde heraus und hob sie gen Himmel. Und mein Herz war voller Haß und voller Liebe. Da habe ich zum anderen Male erfahren, was Erde ist, Heimat Erde. Es muß Blut drin sein. Und überall hier herum ist mit Blut gedüngt worden; bei Lunersdorf ist eine Stelle, die sie das „rote Feld“ nennen. Und das alles soll preisgegeben werden, weil ein König nicht stark genug ist, sich schwacher Rathgeber zu erwehren? Nein, Kniehase, mit dem König so lange es geht, ohne ihn, wenn es sein muß.“

Berndt schwieg. In diesem Augenblicke klopfte es, und der eintretende Zeetz übergab einen Brief, großes Format mit großem Siegel. Berndt erkannte Turgans Handschrift. Er überflog den Inhalt und las dann laut: „Ich bitte Sie, hochverehrter Herr und Freund, in Ihrer Umgegend, vielleicht auch auf dem Forstacker recherchiren zu lassen. Alles deutet darauf hin, daß die Sippschaft, die wir suchen, irgenwo zwischen Hohen-Vieh und Manschnow steht. Wir haben heute ein zweites Verhör, der Manschnower Müller ist vorgeladen. Aber es wird nur das Resultat des ersten bestätigen, und unsere zwei Gorgaster Sündenböcke werden, wie gewöhnlich, wieder entlassen werden müssen. Ich behalte mir weitere Mittheilung für die nächsten Tage vor. Ihr Turgany.“

Berndt lachte. „Sie sehen, Kniehase, Transport und Gefangenensost sind abermals vergeudet. Aber Turgany ist auf falscher Fährte. Hier herum sitzen sie nicht. Es wird sich zeigen wo. Wer brachte den Brief, Zeetz?“

„Conrector Dthegraven.“

„Ist er noch da?“

„Ja, Fräulein Renate hat ihn hereingebracht. Sie sind mit dem anderen gnädigen Fräulein im Wohnzimmer.“

„Ich lasse den Herrn Conrector bitten.“

Zeetz ging, der Schulze wollte folgen.

„Nein, Kniehase, Sie bleiben, ich will mir den Sulkurs, den mir ein glücklicher Zufall schickt, nicht entgehen lassen.“

Gleich darauf trat der Conrector ein, von Berndt mit besonderer Freundlichkeit empfangen. Einige kurze Begrüßungsworte wurden gewechselt. Dann fuhr der Hohen-Vieher Guts herr fort: „Ich will Sie, lieber Dthegraven, nicht mit Aufträgen an Turgany belästigen, wir haben morgen ohnehin Frankfurter Botentag. Aber gegen meinen alten Kniehase hier, möchte ich mich Ihrer versichern. Er will mich im Stich lassen, er kennt in diesem königlichen Lande Preußen kein anderes Loßschlagen, als was von oben her gebilligt worden ist. Seidentopf stimmt ihm zu. Auch Sie?“

„Nein, und dreimal nein,“ antwortete Dthegraven, „und ich schätze mich glücklich, endlich einmal statt vor tauben Ohren vor einem gleichgestimmten Herzen Zeugniß ablegen zu können.“

Kniehase, der die strengkirchliche Richtung des Conrectors kannte, horchte auf; Dhegraven selbst aber fuhr fort: „Es ist ein königliches Land, dieses Preußen, und königlich, so Gott will, soll es bleiben. Es haben es große Fürsten aufgebaut, und der Treue der Fürsten hat die Treue des Volkes entsprochen. Ein Volk folgt immer, wo zu folgen ist; es hat dem unsrer an freudigem Gehorsam nie gefehlt. Aber es ist schmachwürdig, den todtten Gehorsam zu eines Volkes höchster Tugend stempeln zu wollen. Unser Höchstes ist Freiheit und Liebe.“

Berndt war im Zimmer auf- und abgeschritten. Er stellte sich vor Dhegraven: „Ich wußte es. So sind wir einig und ich darf auf Sie rechnen. Dieser Moment, der nicht wieder kommt, darf nicht veräußert werden. Ist man an oberster Stelle verblendet genug, sich der Waffe, die wir schmieden, nicht bedienen zu wollen, nun so führen wir sie selbst.“

„So führen wir sie selbst,“ wiederholte Dhegraven. „Aber der Bruch, den wir fürchten, er wird sich nicht vollziehen. Es kommen andere, bessere Tage. Die Schwäche wird der Entschlossenheit weichen, und das sicherste Mittel dahin zu wirken ist, daß wir selber Entschlossenheit zeigen. Es ist, wie ich wohl weiß, ein Mißtrauen da in unsere Kraft, selbst in unseren guten Willen. Zeigen wir dem König, daß wir für ihn einsehen, auch wenn wir ihm widersprechen. Auch die Schillschen setzten sich in Widerstreit mit seinem Willen und starben doch unter dem Ausruf: „es lebe der König“. Es gibt eine Treue, die, während sie nicht gehorcht, erst ganz sie selber ist.“

Kniehase sah vor sich hin. Er fühlte den Boden, auf dem er stand, erschüttert, aber noch war er nicht besiegt.

„Ich habe meinen Eid geschworen,“ sagte er, „um ihn zu halten, nicht um ihn zu brechen oder auszuliegen. Die Obrigkeit ist von Gott. Aus der Hand Gottes kommen die Könige, die starken und die schwachen, die guten und die schlechten, und ich muß sie nehmen, wie sie fallen.“

„Aus der Hand Gottes,“ rief jetzt Berndt, „kommen die Könige, aber auch viel anderes noch. Und gibt es dann einen Widerstreit, das letzte bleibt immer das eigene Herz, eine ehrliche Meinung und — der Muth, dafür zu sterben.“

„Es ist so, Schulze Kniehase,“ nahm Dhegraven wieder das Wort, „und sich entscheiden ist schwerer als gehorchen. Schwerer und oft auch treuer. Ihr Gutsherr hat Recht. Sehen Sie sich um, das Ganze verlag den Dienst; überall fast ist es der Einzelne, der es wagt. Ein Mann wie Sie, Kniehase, war auch der Hofer, treu wie Gold. Aber als

sein Kaiser Frieden machte, da sagte der Sandwirth: „der Franz' hat's gemußt, ich muß es nicht; ich halt' ihm dies alte Land Tirol.“ Und als er so sprach und handelte, da brach er seinem Kaiser den Frieden und war schuldig bei Freund und Feind. Er hat es mit dem Tode bezahlt. Aber glauben Sie, Kniehase, daß der Kaiser, wenn er den Namen Hofer hört, an Eidbruch und Untreue denkt? Nein, das Herz schlägt ihm höher, und geeignet Land und Fürst, wo die Liebe lebendig ist und auf sich selber mehr hört, als auf Amtsblatt und Kommandowort.“

Kniehase war jetzt aufgestanden. Er streckte Berndt seine Hand entgegen. „Gnädiger Herr, ich glaube, der Conrector hat es getroffen. Sich entscheiden ist schwerer als gehorchen. Ich habe mich entschieden. Wir machen uns fertig hier herum, und wir schlagen los, ohne nach „ja“ oder „nein“ zu fragen. Denn Fragen macht Verlegenheit. Es darf keiner über die Oder. Und kommt es anders, und soll uns dies fremde Volk auf ewig unter die Füße treten, nun so gebe uns Gott Kraft, zu sterben wie Hofer und die Schillschen gestorben sind.“

„Das danke ich Ihnen, Dhegraven,“ sagte Berndt, „ich allein hätte meinen Schulzen nicht bezwungen. Ich hoffe, wir sehen uns jetzt öfter. Der Plan ist mit Graf Droßelstein durchgesprochen. Ein Ney über das Land. Lebus beginnt; wir sind die Vorhut. Hier zwischen Frankfurt und Käßrin treffen die großen Straken zusammen. Ich zähle die Stunden, bis es sich entscheidet.“

Sie blieben noch eine Weile; dann verabschiedeten sich der Conrector und Kniehase und schritten die Treppe hinunter, über den Flur. Dektor, unter Zeichen besonderer Freude, als er den Schulzen sah, begleitete beide Männer über den Hof.

Sie nahmen ihren Weg auf den Scharwenzschen Krug zu, immer noch in lebhaftem Gespräch. Doch schien es andere Fragen als Krieg und Landsturm zu betreffen. Sie trennten sich erst, nachdem sie die Front des Krügergehöftes wohl ein Duzend Mal ausgemessen hatten.

Als des Conrectors kleines Fuhrwerk wieder auf der Frankfurter Straße südlich trabte, sah Schulze Kniehase bei seiner Frau. Sie plauderten lange, und wiewohl Frau Kniehase Verschwiegenheit gelobte, war doch vor Ablauf eines Tages alles Geplauderte in Hohen-Biez herum.

Nur eine wußte nichts davon: sie, die der Gegenstand dieses Plauderns gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

Gleich Herrn von Radowig beschloß auch Herr von Bodelschwingh zu Erfurt seine öffentliche politische Laufbahn. Ein alter Kämpfer der Freiheitskriege und dort durch die Lunge geschossen — welche Verwundung sich wiederholt in Entzündungen fühlbar machte, war dieser persönlich der zuverlässigste und anspruchsloseste Mann; letzteres in ungewöhnlichem Maße, wie folgende Anekdote beweist, die sich auf einer Reise des Königs Friedrich Wilhelm IV in der Provinz Preußen ereignete. Hier erschien Herr von Bodelschwingh, der sich in der Begleitung befand, in so anspruchsloser Toilette, daß der Landrath des Kreises, wo die Pferde gewechselt wurden, ihn bei seinem Versuche, sich dem Wagen des Königs zu nähern, wiederholt als einen unbefugten Aufdringling in ziemlich barscher Weise zurückwies, was Herr von Bodelschwingh schweigend hinnahm. Als der Landrath demnächst auf seine Anfrage, wer dieser Mensch denn eigentlich sei, den wahren Sachverhalt erfuhr, war er natürlich zum Tode erschrocken, durfte sich indes bald beruhigen, da die Sache dem Könige selbst ein außerordentliches Vergnügen bereite.

Daß Herr von Bodelschwingh durch die preussische März-bewegung und durch die „deutsche Begeisterung“ in eine besonders sympathische Stimmung verlegt worden sei, möchte ich kaum glauben. Minister nach dem alten preussischen Schlage, nahm er zwar dem König selbst gegenüber kein Blatt vor den Mund, kannte aber, sobald die königliche Entscheidung gefällt

war, nichts als den Gehorsam des treuen Dieners. Wer das Glück gehabt hat, ihm näher zu treten, wird in ihm noch heute das Musterbild des vormärzlichen Ministers verehren. Seine letzte namhafte Rede in Erfurt schloß in sehr bezeichnender Weise mit den Worten: „Vertrauen wir dem Wort: It's Gottes Werk, so wird's bestehen; it's Menschen Werk, wird's untergehen!“

Von einem anderen Schlage war der Präsident Simson, der sein Geschäft des Präsidirens als Künstler betrieb und förmlich studirt hatte, was sich selbst in seinem Modenspiel äußerte. Kenntnißreich, von ruhiger würdevoller Haltung, war es ihm schon in Frankfurt gelungen, der Nachfolger Gagerns auf dem Präsidentenstuhl zu werden, und weingleich ihm das Geschäft als „Kaisermacher“ nicht besonders gelungen war und der abschlägliche Bescheid in Berlin den ersten Blütenstaud von seinen parlamentarischen Flügeln abgestreift hatte, so war doch seine deutsche Begeisterung, wenn auch von einem gewissen melancholischen Schatten angehaucht, im ganzen unverändert geblieben. Der Gabe der Rede in hohem Maße theilhaftig, besaß er ein nicht gewöhnliches Geschick, zur rechten Zeit und am rechten Orte mit den geeigneten Schlagworten einzuzucken, und dadurch einen gewissen staatsmännischen Nimbus um sich zu verbreiten, den er selbst später mit unbedachter Hand zerführte, als er in der Hitze des Momentes die deutsche Politik des Fürsten Bismarck als ein „Seiltänzerkunststück“ bezeichnete.

In übrigen hat sich Herr Simion in den verschiedenen Strömungen der Zeit ganz behaglich auf der Oberläche erhalten. Er kennt den Wahlspruch von Fritz Reuters altem Moses (Mit mine Stromtied): „Für die Klugen ist immer gute Zeit. Wenn die Zeit danach ist, läßt man sich einen Demokratenbart wachsen; wenn die Zeit nicht mehr danach ist, läßt man ihn sich wieder abschneiden.“

Anlangend den Herrn von Bismarck, so war seine Stellung und Thätigkeit auch in Erfurt noch keine hervorragende. Allerdings waren damals schon einige Bonmots von ihm im Umlauf als wie: „Daß man die Ministerstühle im preussischen Abgeordnetenhaus mit Tambours besetzen solle, welche jede Interpellation mit einem Wirbel beantworten“, und „daß eine Kammer leichter mobil zu machen sei als eine Armee“, doch war seine Auffassung damals noch immer in Reminiscenzen seiner aristokratischen Vergangenheit und in den politischen Traditionen der heiligen Allianz befangen. Am charakteristischsten in dieser Beziehung ist seine Erfurter Rede vom 15. April, in welcher er sich des weiteren über die Ausdrücke „Reichstag“ und dergleichen erging. Nach den vorliegenden „Altenstücken“ sagte er dort: „Galtlich besteht übrigens kein Reich mehr seit Kaiser Ludwig, der (wie in der Chronik von Spangenberg, Fol. 95 zu lesen), um der derselbst sehr überhand genommenen Schinderei der Fürsprecher und Jungendrescher ein Ende zu machen, den letzten Reichstag aufhob. Schaffen daher auch wir nicht nur vorläufig, sondern für immer diese Bezeichnungen ab.“ Jedenfalls ersieht man, daß von der Stellung des Herrn von Bismarck in Erfurt bis zu seiner heutigen noch ein weiter Weg war.

Unter den übrigen Verühmtheiten möchte ich die Aufmerksamkeit zunächst auf den Herrn von Beckerath lenken, da dieser schon im ersten Vereinigten Landtage eine gewisse Rolle spielte und seitdem sich immer in einer einigermaßen günstigen Beleuchtung zu erhalten gewußt hatte. Seine Autobiographie, „daß seine Wiege neben dem Weibstuhl seines Vaters gestanden“, ist bekannt, er schien daraus für sich die Berechtigung herzuleiten, seinerseits mit an dem Weibstuhl der Geschichte zu sitzen. Leider war die Quelle, aus welcher er seinen Aufzug und Einschlag bezog, gerade nicht immer die beste, auch verleitete ihn eine gewisse schwärmerische Neigung, von Zeit zu Zeit im politischen Prophetenmantel aufzutreten. Seine Verühmtheit verblühte in demselben Maße, als die Anschauungen, welche er vertrat, selbst abschmedig wurden, so daß sein Verschwinden von der politischen Bühne eigentlich nur von denen bemerkt wurde, die sich an dem Schaukeln seiner Wiege ergötzt hatten.

Entschieden bedeutender und energischer war der Buchhändler Bassermann, welchen ich als den klassischen Vertreter des damaligen süddeutschen Liberalismus bezeichnen möchte. Unstreitig einer der ursprünglichen Führer der Märzbewegung, war er auch eine längere Zeit hindurch einer ihrer rührigsten Förderer und beharrte in dieser seiner politischen Verlags-thätigkeit noch, selbst als die Krebsse der Revolution schon massenhaft zu ihm zurückkehrten. Stützig wurde er erst, als er mit eigenen Augen sah, wie die Ideale seiner Phantasie in einzelnen Exemplaren der minder glücklich situirten Masse der Bevölkerung sich ausnahmen und wie in gewissen Kreisen doch im ganzen noch mehr Spiritus als Patriotismus zu finden war. Von da an bevölkerte seine stets fruchtbare Phantasie das deutsche Vaterland mit den nach ihm benannten Gestalten in dem Maße, daß er das innere Gleichgewicht völlig verlor und von der höchsten Zuversicht zur tiefsten Verzweiflung hinabstieg, so daß ihm sein eigenes Leben als unerträglich erschien. In Erfurt hatte er sich besonders Stahl als Angriffsobjekt auszuwählen, doch erging es ihm hier zuweilen wie später einmal dem hochpollernischen Abgeordneten Herrn Mohr im preussischen Abgeordnetenhaus. Dieser hatte auch eine sehr sorgfältig ausgearbeitete Rede bei sich, versäumte aber, als er sie sich noch einmal überhörte, den richtigen Augenblick des Einsetzens, in Folge dessen ihm seitens des Präsidenten das Wort verweigert wurde. Als er betrübt auf seinen Platz zurückkehrte, trat Herr von Alder an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit vernehmlicher Stimme nach Fiesco: „Herr Mohr, Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan, Sie können gehen.“ Herr

Bassermann indes war zäher und wußte seine parlamentarischen Ladehüter immer noch, wenn auch nicht zum Substitutionspreise, zu verwerthen.

Als Staatsrechtslehrer fungirte in Erfurt Herr Becker und dürfte die Zeichnung seines Bildes ziemlich erschöpft sein, wenn ich sage, daß er dort nicht interessanter war, als gewöhnlich. Sein Sekundant war der Graf Schwerin, welcher hier hauptsächlich als Anwalt der reinen Lehre gegen den falschen Konstitutionalismus auftrat und sich als Erfinder des Runtwerks anpries, eine monarchische Regierungsform ohne Monarchen herzustellen. Dabei würde man indes dem Grafen Schwerin, soweit ich dessen Persönlichkeit zu ergründen vermocht habe, entschieden Unrecht thun, wollte man ihm selbst monarchische Gesinnungen absprechen; im Gegentheil war ihm das preussische Königthum kraft seiner Familientraditionen etwas so Selbstverständliches, daß er sich um deswillen der gefährlichen Täuschung hingab, als ob dasselbe durch alle diese Kleinigkeiten überhaupt gar nicht berührt werden könne. Die Illusion, in der er sich bewegte, war deshalb auch weniger ein Mangel seines patriotischen Herzens als seines politischen Verstandes, dessen Klarheit und Tragweite ich niemals zu überschätzen vermochte.

An den Grafen Schwerin schließt sich am besten Herr v. Auerswald, der in Erfurt als Präsident des Staatenhauses fungirte und der dort, wenn auch etwas abgelüht, die alte Firma anrecht zu erhalten bemüht war. Leider mußte er schon damals als „Auerswald in Liquidation“ bezeichnet werden, eine Liquidation, welche so lange fortgesetzt wurde, bis sie durch den Afford unter der neuen Ära ihren endlichen Abschluß erreichte. Seine Haltung als Präsident war nicht zu bemängeln, wenigstens er den Adlon des Herrn Simion nicht erreichte. Freilich war seine Herde auch weitaus leichter zu regieren, als die zum Theil recht widerspenstigen Böde, welche unter dem Stabe des letzteren weideten.

Von den Mitgliedern des Staatenhauses nenne ich zunächst den Herrn v. Kleist-Regow, dessen Charakteristik ich bereits früher im allgemeinen gegeben habe und dessen gemüthliche Eigenschaft ich am besten dadurch bezeichnen zu können glaube, daß unter seinen näheren Bekannten die Ueberzeugung begründet war, man könne ihm keinen größeren Gefallen erzeigen, als wenn man eine Gefälligkeit von ihm verlange. Daß diese Eigenschaft keine Schwäche war, hat am besten die durch seine Rücksicht beengte Konsequenz seines politischen und kirchlichen Auftretens erhärtet. Insbesondere war seine kirchliche Stellung ihm jederzeit so sehr Herzenssache, daß er nicht selten den Staatsmann mit dem Prediger in der Wüste verwechselte und kirchliche Postulate verfolgte, ohne vorher das Material und die thatsächlichen Zustände, mit welchen der praktische Staatsmann zu rechnen hat, genügend zu prüfen. Sein damaliges Verhältnis zu Bismarck war das eines intimen Freundes und wurde auch in Erfurt noch durch keinen Mißklang getrübt.

Einer der vielredenden, wenn auch nicht beredtesten Mitglieder des Staatenhauses war der Graf Nitberg, welcher auch der jüngeren Generation noch in solcher Eigenschaft in der Erinnerung sein wird. Sein Auftreten hatte mit dem des Präsidenten v. Gerlach insofern eine gewisse Aehnlichkeit, als er dessen „aber — dennoch“ im entgegengesetzten Sinne anzuwenden pflegte und beispielsweise auch in Erfurt gewöhnlich dahin argumentirte: wie man sich allerdings nicht verbehlen könne, daß der vorgelegte Verfassungsentwurf mancher Verbesserungen bedürfe, daß er aber dennoch in Anbetracht der Situation unverändert angenommen werden müsse. Seine Beredsamkeit streifte hart an die eines Frühstücksredners und seine näheren politischen Freunde waren, so oft er auftrat, stets in der Besorgniß, daß er irgend etwas machen würde, worauf sie nicht vorbereitet waren.

Dem Abgeordneten Baumstark bin ich in Erfurt selbst persönlich nicht näher getreten, doch hatte ich ihn kennen gelernt, als er noch einer der Führer der Rechten in der ersten preussischen Rationalversammlung war. Ein wohlgesinnter Mann, aber mit zu viel bürokratischer Resonanz, schwächte er den Eindruck seines Auftretens dadurch ab, daß er seine Stellung als Direktor der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Eldena

auch auf die politische Thierwelt übertrug und zu sehr von oben herab perorirte. In Erfurt war es besonders das Wahlgesetz, welches ihm patriotische Beängstigungen verursachte, und er bewegte sich dabei gleich so vielen seiner Gesinnungsgenossen in dem eigenthümlichen Widerspruch, alle Menschen für gleichberechtigt erklären und doch gleichzeitig einem großen Theil derselben eines der werthvollsten politischen Rechte, nämlich das Wahlrecht, entziehen oder doch nur eine Quote desselben zu gestehen zu wollen. Freilich war man zu jener Zeit einigermaßen an derartige Widersprüche gewöhnt, wie denn ein Dessauer gleichzeitig Pressfreiheit und Censur und die Badener die Republik und ihren Großherzog verlangten.

Eine eigenthümliche politische Figur war der schlesische Graf Dührn, ein kleiner jovialer Kugelrunder Herr, der sich um deswillen auch eines sehr bezeichnenden Spitznamens erfreute. Sehr freisinnig und dadurch eine Art von Merkwürdigkeit unter seinen Standesgenossen, hatte er die üble Angewohnheit angenommen, sich für geistreicher und auch politisch gewichtvoller zu halten, als er bei Nichte bestehen eigentlich war. Sonst war er niemals ein ernsthafter Störenfried, vielmehr ein durchaus zutreffender Beleg zu dem bekannten Aussprüche von Julius Cäsar: „Man lasse von wohlbeleibten Leuten mit sich umgeben, mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen.“

Weniger hervortretend, obgleich er sich später zum Fraktionschef entpuppte, war der Abgeordnete Hled. Bemerkenswerth durch die Gabe, stets die richtige Mitte einzuhalten und die Bestrebungen der Rechten, welcher er persönlich zugethan war, in ein freisinniges Gewand zu kleiden, wirkte er gewissermaßen als verführerisches Beispiel für alle Mitglieder der Linken, welche nicht in der Wolle gefärbt waren. Später associirte er sich mit dem Präsidenten Büchtemann zur Bildung einer Fraktion, welche im preussischen Abgeordnetenhaus unter der Uhr sah, den Spitznamen der „besetzte Büchtemann“ führte und von der man sagte, daß „die Herren stets wästen, was die Uhr geschlagen habe“.

Bemerkenswerth weniger durch ihre parlamentarische Thätigkeit, als durch ihre Stellung und Wirksamkeit außerhalb des Parlaments waren der Prinz Hohenlohe und der Herr v. Röder. Von diesen war Herr v. Röder mit einer besonderen Gabe des Witzes ausgestattet, kraft deren er ein gewisses, selbst von politischen Gegnern anerkanntes Privilegium besaß, den Leuten Wahrheiten zu sagen, die aus einem anderen Munde als Beleidigungen aufgenommen worden wären. Freilich hatte derselbe neben seinem Witz einen feinen Takt, der ihn stets die rechte Grenze einhalten ließ, so daß es schwer gewesen sein würde, ihm unhöflich zu antworten. Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt zu hören, daß derselbe mit seinen witzigen Bemerkungen eben sowohl nach oben als nach unten griff. Wie seine Unterschrift in dem Stahlschen Album ergibt, erhob er niemals den Anspruch, ein constitutioneller Staatsbürger zu sein. Sein Faible war die Hofluft, welche er allerdings mit politischem Dyon zu erfüllen wußte.

Der Prinz Hohenlohe dagegen war in seiner ganzen Haltung und seinem Auftreten ein grand seigneur, welcher jedoch keineswegs die Steifheit liebte, sondern im Gegentheil einen ganz besonderen Geschmack an guten Geschichten und pikanten Anekdoten fand. Derselbe trieb Politik, obgleich er es nach dem bekannten Kunstaussdrucke „nicht nöthig hatte“, weder persönlich noch sächlich, und wenn er sich später sogar — wie be-

kannt — dazu herbeiließ, wenn auch nur kurze Zeit, als Ministerpräsident zu amtiren, ein Amt, das sonst natürlich in keiner Weise dazu angethan war seinen Ehrgeiz zu reizen, so that er dies nur, weil die Traditionen seiner Familie es mit sich brachten, in kritischen Zeiten die Person für das preussische Königthum einzulegen.

Eine eigenthümliche, nicht ganz durchsichtige Stellung nahmen die katholischen Abgeordneten ein, doch traten von diesen nur zwei, nämlich die Herren Reichensperger und Bux, mehr in den Vordergrund. Des letzteren habe ich bereits bei einer früheren Gelegenheit gedacht, indem ich darauf aufmerksam machte, daß er das Erfurter Parlament mit einer souveränen Geringschätzung behandelt und seinen Verhandlungen und Beschlüssen jeden Einfluß auf die reale Gestaltung der Dinge von Hause aus abgeprochen habe. Ein solches Auftreten erforderte damals immerhin noch ein gewisses Maß von moralischem Muth und politischem Scharfblick, wenngleich ich dabei den Vorbehalt mache, daß Herr Bux wahrscheinlich sowohl von Oesterreich als auch von anderer Seite gut informiert war.

Weitaus vorsichtiger und reservirter trat Herr Reichensperger auf, indem er sich sogar gegen seine sonstige Gewohnheit der Rechten in fast demonstrativer Weise näherte und nur insoweit seinen besonderen Weg ging, als die gemeinschaftliche Opposition gegen die Mängel der vorgelegten Verfassungsurkunde seinen spezifischen Zwecken nicht volle Genüge that. Sein wesentlichster Zweck war wohl die Erhaltung Oesterreichs im Bunde, weshalb er sich mit ausdrücklicher Verwahrung gegen den Vorwurf der Preußenfeindlichkeit sehr entschieden gegen den engeren Bund aussprach. Ueberraschender Weise behauptete er dabei auf demselben Standpunkte zu stehen wie der König von Preußen. Mit einem nicht gewöhnlichen Maße von Dialektik ausgestattet und als rheinischer Jurist allgemein anerkannt, war ihm doch auf dem politischen Gebiete eine gewisse Kabuliferei nicht ganz fremd, wie man auch wissen wollte, daß bei ihm der „Ultramontanismus“ mehr im Kopf als im Herzen steckte.

Von den Reichskommissären waren neben dem Herrn v. Radowiz vielleicht noch der frühere sächsische Minister v. Carlowitz und der braunschweigische Dr. Liebe zu nennen, doch habe ich mit beiden persönlich nur wenig Berührungen gehabt, so daß ich mich auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken muß.

Seine Wahl zum Reichstagskommissarius verdankt Herr v. Carlowitz wohl hauptsächlich dem Umstande, daß er nicht ganz freiwillig aus dem sächsischen Staatsdienste geschieden war, und diese seine Qualität als nichtliebigter Minister war auch wohl seine hervorragendste Eigenschaft geblieben. Dagegen merkte man es dem Herrn Dr. Liebe damals schon an, was später aus ihm werden würde, nämlich einer der hervorragendsten Juristen und eines der leistungsfähigsten und arbeitsamsten Bundesratsmitglieder des neuen deutschen Reiches. Allerdings hatte er, wenn ich mich recht entsinne, ganz zu Anfang der deutschen Bewegung einen kleinen Rechtslag nach links gemacht, doch war sein Verstand eben zu scharf und zu kühl, um nicht alsbald den Irrthum seines Weges zu erkennen.

Zum Schluß nur noch die Bemerkung, daß die weitere Entwicklung der deutschen Frage demnächst in jüngere Hände überging und daß es nach einer drahtigen Bemerkung aus bekanntem Munde das Jahr 1815 ist, welches unserer Aera die berühmten Männer geliefert hat.

Eine unheilvolle Fastnacht.

Von Franz W. Freiherr von Dilsdorf.

Als ich in den Jahren 1820—23 in Marburg studirte, lebte dort auch eine bejahrte Tante von mir, eine Stiefschwester meines Vaters.

Sie war eine sehr geachtete, gebildete Dame, recht belezen und von scharfem Verstand. Sie zeichnete außergewöhnlich gut, sauber und rein, und entwarf allerliebste Bilder voll Phantasie und Humor, um die sie mancher Künstler hätte beneiden können. Auch war sie eine große Freundin der Musik, und man sagte,

daß sie in ihrer Rosenzeit eine gute Sängerin gewesen sei. Noch jetzt spielte sie einige Lieder und Arien aus jener schönen Zeit auswendig ohne Tadel und Makel auf ihrem alten Klavier, für dessen reinste Stimmung sie stets besorgt war.

In ökonomischer Beziehung galt sie für sehr günstig gestellt, dabei aber auch für höchst sparsam und genau rechnend, was indessen nicht verhinderte, daß sie in der Stille an Armen, Kranken und sonst Hilfsbedürftigen viel Gutes that.

Dieses alles zog ihr die Achtung und Verehrung von hoch und niedrig zu, und man überfah deshalb ihre vielen und großen Wunderlichkeiten und Eigenheiten, mit denen freilich nicht leicht auszukommen war. Diensthofen hielten es gar nicht bei ihr aus, obgleich sie es sonst in allem sehr gut hatten. Nur der alten Friederike war es gelungen, nach Verzicht auf jeglichen Eigenwillen und unter vollständigem Eingehen schon auf den leisesten Wink ihrer Gebieterin, sich bis zu deren Lebensende in ungehämelter Gunst zu behaupten.

Es mußte in dem Haushalt alles auf die Minute nach der Uhr vorgenommen, die peinlichste Ordnung und Sauberkeit eingehalten, und die tiefste Stille und Ruhe beobachtet werden; kein unnützes Wort von Untergebenen ward gebildet.

Diese, wie noch viel andere Eigenheiten hatten ihr denn auch mancherlei Verdrießlichkeiten mit den Hauseigenenthümern, bei denen sie wohnte, zugezogen, so daß sie sich zuletzt ein eigenes Haus kaufte, dicht unter dem hohen Schlosse, auf welchem ihr Vater einst als Gouverneur der Stadt gethronet hatte.

Nach dem Tode meines Vaters, der stets mit ihr in brieflichem Verkehr gestanden hatte, war jahrelang wenig Nachricht mehr zu uns Kindern gekommen; wir wußten nur, daß sie noch lebte und zwar in guten Verhältnissen.

Ueber ihre Wunderlichkeiten hatte sich der Vater stets nur zurückhaltend geäußert, da er die Stiefschwester sehr achtete, und als friedliebender Mann allem aus dem Wege ging, was irgendwie Differenzen unter Verwandten herbeiführen konnte.

Als ich nun nach Marburg kam, war einer meiner ersten Gänge zu dieser Tante.

Ich hatte mich in aller Ehrfurcht brieflich bei ihr angemeldet und mich erkundigt, wann ich die Ehre haben könne, der Frau Tante gehorsamt aufzuwarten.

Als Antwort erhielt ich die folgenden mit fester Hand geschriebenen Zeilen:

„Mosjöh Keffe, morgen früh präcise elf Uhr dreiviertel. Hört Er's!“

Diese Zeilen gaben mir schon einen kleinen Vorgeschmack von dem Empfang, der meiner harrte. Anderen Tages kurz vor dreiviertel auf zwölf stand ich vor ihrem Hause, um mit dem Schläge der nahen Thurmuhre anzuschellen.

Raum war dieses geschehen, als auch schon die Thür geöffnet und ich von der alten Dienerin Friederike zu der Gebieterin Zimmer geführt wurde.

Da sah ich auf ihrem altmodischen Sopha eine zwar bejahrte, sich jedoch jugendlich gradhaltende hochgewachsene Dame, von stolzen strengen Zügen mit scharfblickenden durchdringenden Augen, in einem scharlachrothen Sammetleide, mit breitem Goldsaum und gleichem Gürtel; auf dem Haupt eine goldene Krone, ein funkelnbes Brillantkollier um den Hals, einen großen silbernen reichverzierten Fächer in der Rechten, und überwallt von kostbarem Spigenschleier.

Verwundert über diese sonderbare Erscheinung, wählte ich mich in der Wohnung geirrt zu haben und war im Begriff, eine Entschuldigung vorzubringen, als sie anhub:

„Daß Er's weiß, Keffe, feinetwegen habe ich mich nicht so ajustirt. Es ist heute der Jahrestag, da ich vor 52 Jahren vor seiner Hochfürstlichen Durchlaucht allhier in der Rolle der Königin Semiramis zu agiren die hohe Ehre hatte; seither pflege ich alljährlich diesen Tag festlich in demselben Kostüme zu begehen, welchen ich dazumal getragen hab'. Nun weiß Er's, nehm Er dort Platz!“

Damit deutete sie auf einen Stuhl vor dem Sophatisch, ihr gegenüber.

„Hab' schon gehört, Er soll ja recht artige Verse machen und prächtig singen können. Das ist ja ganz charmant! Kann Er denn auch Mühle spielen, Mosjöh?“

Ich hatte Mühe mich zu sammeln, so komisch klang mir diese letzte Frage. Fast mechanisch antwortete ich: „Gnädigste Frau Tante, das Mühlspiel hab' ich früher sehr kultivirt, in letzter Zeit aber mehr Dame und Schach, auch etwas Wolf und Schafe, wobei ich mich jedoch als Wolf stärker fühle, denn Schafe.“

„Gut, gut!“ erwiderte sie.

„Wie viel Kartenspiele kann Er denn?“

„Kein einziges, gnädigste Frau Tante! Der Vater duldet keine Karten; auch waren sie von 1807—1813, wo wir unter französischer Herrschaft standen, durch den Thalerstempel, den jedes Kartenspiel haben mußte, so theuer, daß der Vater kein Geld dafür ausgeben wollte.“

„Darum hat er sehr wohlgethan; Kartenspiel ist Teufelspiel! Doch jeder nach seinem Geschmac. Jetzt seh' Er sich dort an das Klavier und sing Er mir ein rechtschaffen Lied ohne allen Schmiß und Schmac darin!“

Ich that sofort, was sie wünschte, denn ich sah wohl, daß unverzüglicher Gehorsam als sicherster Weg zu ihrem Wohlwollen führe. Das Lied ist längst meinem Gedächtniß entschwunden, ich nahm mich aber recht zusammen und führte dasselbe, wie ich glaubte, gut durch.

„Brav gemacht!“ sprach sie, als ich geendet.

„Von wem ist denn das Lied, das Er gesungen hat?“

„Gnädigste Frau Tante, ich pfusche selbst bisweilen in das Komponiren. Es soll mich höchlich erfreuen, wenn es Ihnen nicht ganz mißfallen hat.“

„Was da von Mißfallen! Es hat mir recht wohlgefallen. Der Mosjöh Keffe ist ja ein Taufendbassa! Und jetzt, Franzchen, so heisset Du ja, wie ich glaube, bist Du mir willkommen, denn Du kannst doch etwas. Heut Mittag bleibst Du bei mir, Friederike wird gleich zu Tische rufen, und nachher will ich sehen, ob Du auch wacker Mühle spielen kannst, das muß ein junger Kavallerist verstehen.“

Friederike meldete jetzt, daß servirt sei; ich durfte meine gnädigste Frau Tante ins Speisezimmer führen, ihr den Stuhl rücken und wohl zu speisen wünschen, was sie sehr gut aufnahm.

Ich bemalte mich nun auch bei Tische, wo so leicht eine Ungechickheit begangen werden kann, ihre gute Laune nicht zu stören, ob und trank mäßig und bescheiden, aber ohne mich irgend nöthigen zu lassen; stieß kein Salzfaß um, verschüttete keine Sauce und keinen Rothwein auf das blendend weiße, seine Damaststichtuch, worin als Muster Prinz Eugenius eingewebt stand, als er vor der Festung Hüffel zur Sonne und zum Mond die Worte Josuas vor Israel sprach: „Sol contra Gabaon ne movearis, et luna contra vallem Ajalon!“ (Josua 10, 12.) Kurz ich mied Alles, was den Damen des Hauses so leicht Verdruß bei Tisch bereiten kann. Selbst dem neben mir sitzenden, mich beständig anstierenden, biden hummeräugigen Mops, der edlen Zemira, stieß ich zuweilen das schon ergrauende Haupt, was jedesmal mit einem leisen Wedeln des Schwanzes erwidert wurde. Dies mein Benehmen schien der Frau Tante Herz immer mehr zu gewinnen.

Der gute Wein und ihr stets freundlicher sich gestaltendes Wesen ermunthigte mich sogar zuletzt, statt wie bisher nur ihre Fragen zu beantworten, selbst einige an sie zu stellen.

So wagte ich es denn, mich nach den nähern Umständen bei Darstellung jener Oper Semiramis zu erkundigen.

„Hör, ich liebe dergleichen Fragen nicht; doch will ich Dir ausnahmsweise heut Deinen Wunsch erfüllen. Du weißt, daß mein Vater Generalleutnant und Gouverneur hier in Marburg war. Nun kam alljährlich unser allergnädigster Landesherr zur Inspektion der Truppen hierher, und da gab es Festlichkeiten aller Art. So war auch einstmals eine ganze Oper Semiramis von uns einstudirt, worin ich die Titelrolle übernehmen mußte, denn ich hatte eine frischfreie Stimme, war gar nicht so verzaagt, wie so viele, sondern ging herzhaft ins Zeug, wie es einer Generalstochter zukommt. Die Rolle des Ninus, als meines königlichen Herrn Gemahls in der Oper, führte ein junger Offizier durch, der ein trefflicher Sänger und Darsteller war, so daß ich große Mühe hatte, nur einigermaßen Schritt zu halten. Die Aufführung selbst fiel denn auch sehr gut aus, und Seine Durchlaucht äußerten sich höchst zufrieden; belobten mich persönlich wie bei meinem Vater, und ließen mir später dies schöne Brillantkollier übergeben, welches ich hier nebst vollständigem Anzuge von damals trage. Eben so befriedigt sprachen sich Seine Durchlaucht über die Leistung des jungen Offiziers aus und ernannten ihn sofort zum Hauptmann, was eine seltene Auszeichnung war.“

Als sie hier ein wenig innehielt, fragte ich etwas vorlaut: „Hieß dieser Offizier nicht Kiffalludi?“

Sie blickte einen Augenblick finster auf mich, dann aber fragte sie in verwundertem Tone: „Woher weißt denn Du den Namen?“

„Mein Vater hat öfters von einem Kiffalludi gesprochen, der als Vizeleutnant von seiner Garnison in Minteln nach Marburg versetzt worden. Er soll berühmt gewesen sein durch außerordentliche Schönheit und Liebenswürdigkeit, hochgeehrt und geachtet von allen, die ihn kannten, wegen seiner vielen Talente und seines trefflichen Charakters.“

„Dat Dein Vater das wirklich gesagt? Nun, das freut mich noch in meinen alten Tagen, denn es war die Wahrheit, Franz, und wenn nicht unsre Hessen anno 1777 nach Amerika gemüht hätten, um gegen die rebellischen Amerikaner für die Engländer zu streiten, so wäre dieser Kiffalludi Dein Onkel geworden, mein Junge.“

Hier schweig sie eine Weile und sah trüb vor sich nieder; dann fuhr sie fort: „Dort ist er als tapferer Soldat gefallen, nun längst vergessen von allen, die vielleicht noch Leben und ihn gekannt haben, und nur ich hab' ihm ein treues Andenken bewahrt. Um den schönsten Tag meines Lebens noch jetzt zu ehren, leg' ich alljährlich dies Gewand an, wie ich Dir schon sagte.“

Es sprach ein wehmüthiger Zug aus ihrem gezeichneten, strengen, aber immer noch edelschönen Antlitze, der mir in die tiefste Seele drang. Nach mehr als 50 Jahren noch dies rührende Andenken ist wohl selten auf dieser wandelbaren Erde.

Später erfuhr ich, daß Kiffalludi, nach tapferster Gegenwehr von den Rothhäuten gefangen genommen, an einen Pfahl gebunden, grauam gemartert und endlich kalpirt worden sei. Ob meine Tante selbst dies schreckliche Ende jemals erfahren hat, ist mir nicht bekannt, es wird ihr aber kaum fremd geblieben sein.

„Haben Sie, verehrte Tante, kein Bild von ihm?“ fragte ich nach einer Weile.

Schweigend ging sie an ihren Sekretär, schloß eine zierliche Kassetten auf, nahm aus sammetnem Umschlag ein handgroßes Blättchen und hielt es mir vor die Augen.

„Ja, das ist er!“ sprach ich, „ein gleiches Bild von ihm, aber in Lebensgröße, haben wir zu Hause.“

Die Nachricht, daß es ein lebensgroßes Bild von dem Verstorbenen gäbe, erregte meine Tante ganz ungemein. Das ihrige hatte sie, wie sie sagte, selbst aus der Erinnerung gezeichnet; es war höchst sauber gehalten, als ob es eben erst angefertigt gewesen wäre. Nur unten am Rande schienen einige verwischte Wasserflecke zu sein; das waren wohl Thränen, die darauf gefallen, deren Spur nicht ganz wieder zu vertilgen gewesen war. Uebrigens gab sie es mir in ihrer Sorglichkeit nicht einmal in die Hand, sondern legte es sehr bald wieder in seine Behausung zurück.

Friederike brachte nun den Kaffee, und stellte dann ein höchst wunderliches altes Mühlbrett auf einen eichenen Tisch neben das Sopha.

Während meine Tante sich ihre große goldene Brille gehörig zum Spiel herrichtete, blieb mir Zeit das Mühlbrett, das wohl schwerlich seinesgleichen irgendwo auf der Erde gehabt haben mag, näher zu betrachten.

Es war aus sehr kostbarem braungelben Holz gefertigt, dritthalb Quadratuß groß und zeigte eine höchst künstlich eingelegte silberne Mühle. Die Steine bestanden aus Elfenbein und Ebenholz. Oben in dem handbreiten Rande saßen, ebenfalls höchst zierlich von Silber eingelegt, Adam und Eva gemüthlich im Paradiese unter dem Baume der Erkenntniß, aus welchem die Schlange über ihnen den verhängnißvollen Apfel im Munde herabhielt. Auf dem Schoß hatte sie ein Mühlspiel, in welches Adam sehr vertieft zu sein schien, während Eva schon halb und halb nach der Schlange mit dem verbotenen Apfel schielte. Ueber Adam stand in zierlicher Silber- einlage:

„Eva, thu dich wohl bestimmen,
Sonsten wirkt kein Spiel gewinnen!“

Eva erwiderte:

„Ei, was ich nicht weiß und kann,
Gibst mir schon die Schlange an.“

Eine noch originellere Darstellung befand sich aber als Gegenstück unten.

David nämlich saß als Hirtenknabe mit ganz zeräuselter Allongeperrücke und einem dreieckigen Hut, einem sogenannten Wolfenfeder, auf einem Baumstamme. Um seinen Hals hing eine Schleuder nebst einem großen Beutel voll Steinen, an der linken Seite ruhte Goliaths riesiges Schwert. Ihm gegenüber saß Goliath als bloßer Rumpf, sein eignes abgeschlagenes Haupt in der linken Hand haltend, während er die rechte geballte Faust drohend gegen David erhob.

Auch sie hatten ein Mühlbrett auf dem Schoße, auf welches David mit dem Finger der linken Hand zeigte. Ueber ihm stand:

„Gelt, du Goliath, das schmeckt besser,
Als das Kopfabschlagen mit dem Sabelmesser?“

Ueber Goliath aber:

„Narr, hält's mir's zuvor gelagt,
Där mein Kopf nicht abgeschlag!“

Auf diesem seltsamen Mühlbrette spielte meine Tante täglich, mittags nach Tisch beim Kaffee, mit ihrer alten Friederike einige Partien zur Verdauung.

Diese Spielstunden waren für letztere die einzigen, wo sie einen eigenen Willen haben und einen selbständigen Entschluß fassen durfte, soweit es nämlich das Spiel betraf; die gute treue Person thate daher bei dieser Gelegenheit ordentlich auf, und trat heute wie später nur ungern ihre Stelle an mich ab. In allem übrigen war sie längst gewohnt, auf das strengste und genaueste den Befehlen und Winken ihrer Herrin zu gehorchen, ohne nur eine Miene zu verziehen oder gar eine andere Meinung zu äußern.

Als meine Tante mit dem Schlag zwei Uhr alles geordnet und bereit fand, begann das Spiel.

Der Wahrheit die Ehre. Ich sah einer sehr geschickten schlaun Spielerin gegenüber und verlor trotz aller Anstrengung eine Partie nach der andern, bis auf die letzte, die ich gewann.

„Brav, mein Junge, kannst es noch recht gut lernen wenn wir öfters mit einander spielen. Für heute aber wollen wir schließen.“

Bald darauf verabschiedete ich mich und hatte die Ueberzeugung, ihre Zufriedenheit erworben zu haben.

Als ich ihre reichberingte sammetweiche Hand küßte, lud sie mich ein für alle Mal Sonntags zu Mittag ein, was ich natürlich dankbar annahm und streng einhielt, obwohl mir das Mühlspiel zum Nachtsich mehr als einen schweren Seufzerstein in den Weg legte.

So vergingen zwei Jahre, während welcher ich in ihrer Gunst immer höher stieg, so daß sie sogar zuletzt nicht unbedeutlich durchblicken ließ, mich einmal zum Erben ihres, wie sie angab, „geringen Vermögens“ einsetzen zu wollen.

Daß dies Vermögen aber keineswegs gering sein konnte, ließ sich bald bemerken, denn sie besaß ein eigenes, sehr solid eingerichtetes Haus, hatte viel werthvolles Silbergeschirr, kostbaren Gold- und Edelsteinschmuck. Auch ward mir, wenn ich ihr zum Geburtstag und zum neuen Jahr gratulirte, bisweilen Gelegenheit, in ihren Geldschrank zu schauen; denn alsbald nahm sie aus einer ansehnlichen Reihe großer, militärisch geordneter Gold- und Silberrollen eine heraus, um mir jedes Mal fünf, zum Weihnachtsgeschenk aber 10 Dufaten zu verehren.

Wie höchst angenehm mir die Aussicht war, einst in den Besitz dieses Vermögens zu kommen, bedarf wohl keiner Versicherung. Ich ging daher auch allem aus dem Wege, was ihr liebenswürdiges Vorhaben irgend hätte stören können. Das war bei ihren vielen Wunderlichkeiten zwar sehr schwer, mir aber wieder dadurch erleichtert, daß ich sie wie eine Mutter verehrte.

Wie wir nun aber am ehesten da Schiffbruch leiden, wo wir recht mit vollen Segeln in den Hafen des Glückes einlaufen meinen, so ging es auch hier, und zwar durch mein eigenes ganz unverzeihliches Verschulden.

Es war im kalten schneereichen Jahre 1823 in der

Falschingszeit. Wir Studenten wollten eine maskierte Schlittensfahrt durch die Stadt veranstalten. Die jugendliche Phantasie der Beteiligten schloß dabei etwas sehr stark ins Kraut und die lächerlichsten Karikaturen kamen zum Vorschein.

Ich wollte, da es Sonntag war, mich nicht beteiligen, sondern wie immer den Tag bei der Tante zubringen. Sie selbst aber redete mir zu und schenkte mir sogar noch etliche Dukaten, indem sie sagte: „Ei was, mein Junge, Studenten müssen lustig sein, soweit es in Ehren geschehen kann; der Ernst kommt schon früh genug; auch Du wirst ihn kennen lernen! Also frisch daran mit den Kameraden in Reih und Glied gestanden! Da nimm die paar Goldstücken und laß sie lustig ausfliegen!“

Von den vielen im großen Festzuge vorkommenden komischen Figuren sind mir die meisten längst dem Gedächtniß entschwunden; es sollte darunter aber auch eine Frau figurieren mit einem riesigen Wickelkind auf dem Schoße; die Rolle der Frau war mir zugedacht.

Das hatte nun soweit keine sonderlichen Schwierigkeiten; eine große Puppe von etwa vier Fuß Länge mit farminrothem lachenden Gesichte war bald hergerichtet, ein gewaltiger buntgebänderter Kutschbeutel; aber die Hauptsache, ein passendes recht in die Augen fallendes Gewand nebst geeignetem Kopfvuß, ließ uns gänzlich im Stich. Wir hatten schon an verschiedene Thüren geklopft, um dergleichen geliehen zu bekommen, aber wenig Neigung gefunden, werthvollere Kleidung in ein so gefahrvolles Unternehmen zu stürzen.

Die Zeit der Ausführung rückte jedoch immer näher, der festgesetzte Tag stand vor der Thür, und noch immer war keine Hoffnung, das Gewand zu erhalten.

Da wandte ich mich endlich auch an meine Tante, und bat um Rath und That zur Abhilfe unserer Noth.

Sie hatte nämlich ein großes, schön eingerichtetes Garderobezimmer. In diesem hingen auf eigenen Gestellen Kleider aller möglichen Moden, die sie seit 56 Jahren getragen hatte. Da sie ihre Sachen pedantisch schonte, so waren diese Kleider fast noch wie neu. Ueber jedem hingen die modewegewesenen Hauben, Hüte, wie sonstigen Kopfbedeckungen und Pierathen, ebenso standen darunter die jezeitigen Fußbekleidungen.

Obenan, erhoben über allen andern Kleidern, hing das scharlachne Prachtgewand, welches sie als Königin Semiramis bei jener Aufführung getragen hatte, nebst alle den Herrlichkeiten, die zum damaligen Anputz gehörten.

Sie hatte mich selbst einmal in dies Heiligthum geführt, eine Vergünstigung, die außer ihrer Friederike wohl keinem Sterblichen sonst zu Theil geworden war, wie sie das selbst versicherte.

Aus diesem reichen Kleidermagazin hoffte ich, würde mir vielleicht irgend ein passendes Stück zur Benutzung werden, wenn ich versprach, dasselbe recht zu schonen, und ganz unverletzt wieder abzuliefern. Ich brachte jedoch mein Anliegen mit etwas stark pochendem Herzen und nur sehr schüchtern vor.

Meine Tante hörte mich ruhiger an, als ich voranzujagen wagte, und mein Hoffungsstern stieg immer heller empor. Als ich aber ausgerebet hatte, sagte sie eben so ruhig:

„Schlingel, ich bin kein Tratschweib, das mit Trödelkram handelt! Merk Dir's!“

Die lebenswürdige Bezeichnung „Schlingel“ war mir aus ihrem Munde zwar nicht mehr ganz fremd, sie hatte dies Pierwort zuweilen scherzweise auf mich angewandt; diesmal jedoch lag trotz ihrer Ruhe etwas so Scharfes im Tone ihrer Stimme, daß die süße Milch meiner Hoffnung augenblicklich zu Essigsäure gerann, wogegen kein Küchenpulver mehr helfen konnte.

Ich fand es daher auch gerathener, völlig davon abzusehen, auch keinen Verdruß zu zeigen, wodurch es nur schlimmer geworden wäre. Nach einer Pause hob sie mit etwas milderem Tone wieder an: „Damit Du aber nicht ganz leer ausgehst und siehst, daß

ich gern gebe, was ich geben kann, so will ich Dir von meiner Gemira einen kleinen lieben Sprößling schenken, unter der Bedingung jedoch, daß Du ihn recht ordentlich verpflegst und in Ehren hältst.“

Gemira war nämlich ihr vielgeliebter Mops, der die Welt ganz unverhofft vor etlichen Wochen mit einer ansehnlichen Portion junger Mäpse beglückt hatte. Diese machten aber meiner Tante bei ihrem schnellen Heranwachsen viel mehr zu schaffen, als sich mit ihrer so strengen Ordnung vertragen wollte. Des Gellaffs, Geheul's, Gepolters und Bergehens gegen die Keuschheit war kein Ende; bei aller Nachsicht ward ihr doch zuletzt diese heillose Brut lästig, und sie beschloß, sich einiger dieser Tumultuanten und Erzedenten möglichst bald zu entledigen. Daher die ganz besondere Vergünstigung, daß ich nun der Mentor dieses jungen unfaltivirten, schwarzzüngigen Burschen werden sollte, der den schönen Namen „Milord“ führte. Ich gestehe, daß mir dies Amt ganz und gar nicht angenehmer war, und hatte sehr bald Gelegenheit, dieses Geschenk eher ins Pfefferland zu verwünschen als in den Bereich meines Burgfriedens. Natürlich ließ ich mir aber nichts merken und stellte mich noch sehr errent, wie schwer mir das auch wurde.

Meine Tante unterrichtete mich nun auch sorgfältig, was zum Wohlthunenden Milords gehöre und prägte mir ganz besonders ein, Seine Lordschaft ja nicht etwa mit Braten zu überfüttern, weil er sonst unsehbar die Hundekrankheit bekommen würde. Ich war den Tag länger als gewöhnlich geblieben und verabschiedete mich erst in der Dämmerung.

„Morgen früh soll Dir Friederike den jungen Milord bringen, und zugleich ein ordentliches Lager für ihn und ein sauberes Futtergeschirr, damit er seine Ordnung hat; denn in Deiner Studentemwirthschaft wird sich das wohl schwerlich vorfinden. Friederike habe ich ausgeschiedt, sie kann Dir nicht leuchten; Du kennst aber den Weg genugsam, auch ist es noch nicht sehr finster; nimm Dich aber auf der Treppe recht in Acht!“

Diese letzte Warnung rief sie mir noch durch die Thür nach.

Als ich über den Gang schritt, kam ich auch dicht bei der Treppe an der Garderobe vorüber. Ich senkte tief auf, daß alle die vielen Reichthümer darin todt und begraben liegen sollten, während schon das geringste davon unerer Noth bei dem Maskenfeste abzuhelpfen im Stande gewesen wäre.

Da war es mir plötzlich, als ob eine unsichtbare Hand die meinige auf die Thürkante legte, um zu probiren, ob sie wohl offen sei oder nicht.

Ich erschrak ordentlich, als ich sie unvergeschlossen fand. Aber die Verlockung war übermächtig. Ich trat leise ein, ergriff das nächste Kleid, rollte es zusammen, verbarz es unter dem Mantel, zog die Thür schnell wieder zu und eilte die Treppe hinab.

Bevor ich jedoch die Hausthür öffnete, überfiel mich das Gefühl meines Bergehens mit solcher Gewalt, daß ich entschlossen war, umzukehren, und das Genommene wieder an seine Stelle zu bringen.

In demselben Augenblicke hörte ich die Hausthür aufschließen, Friederike stand vor mir, an Umkehren war nicht mehr zu denken. Mit peinlichsten Gefühlen eilte ich nach Haus.

Als ich dort meine Errenungenschaft untersuchte, überfiel mich ein wahrhaft panischer Schreck — es war das scharlachne Prachtgewand der Semiramis sammt Goldkrone, Schleier und sonstigem Zugehör mit Ausfluß des Diamantcolliers.

O wie gern hätte ich es sogleich wieder zurück gebracht, wäre es nur irgend möglich gewesen! Jetzt aber mußte ich es behalten, mochte daraus werden, was da wollte.

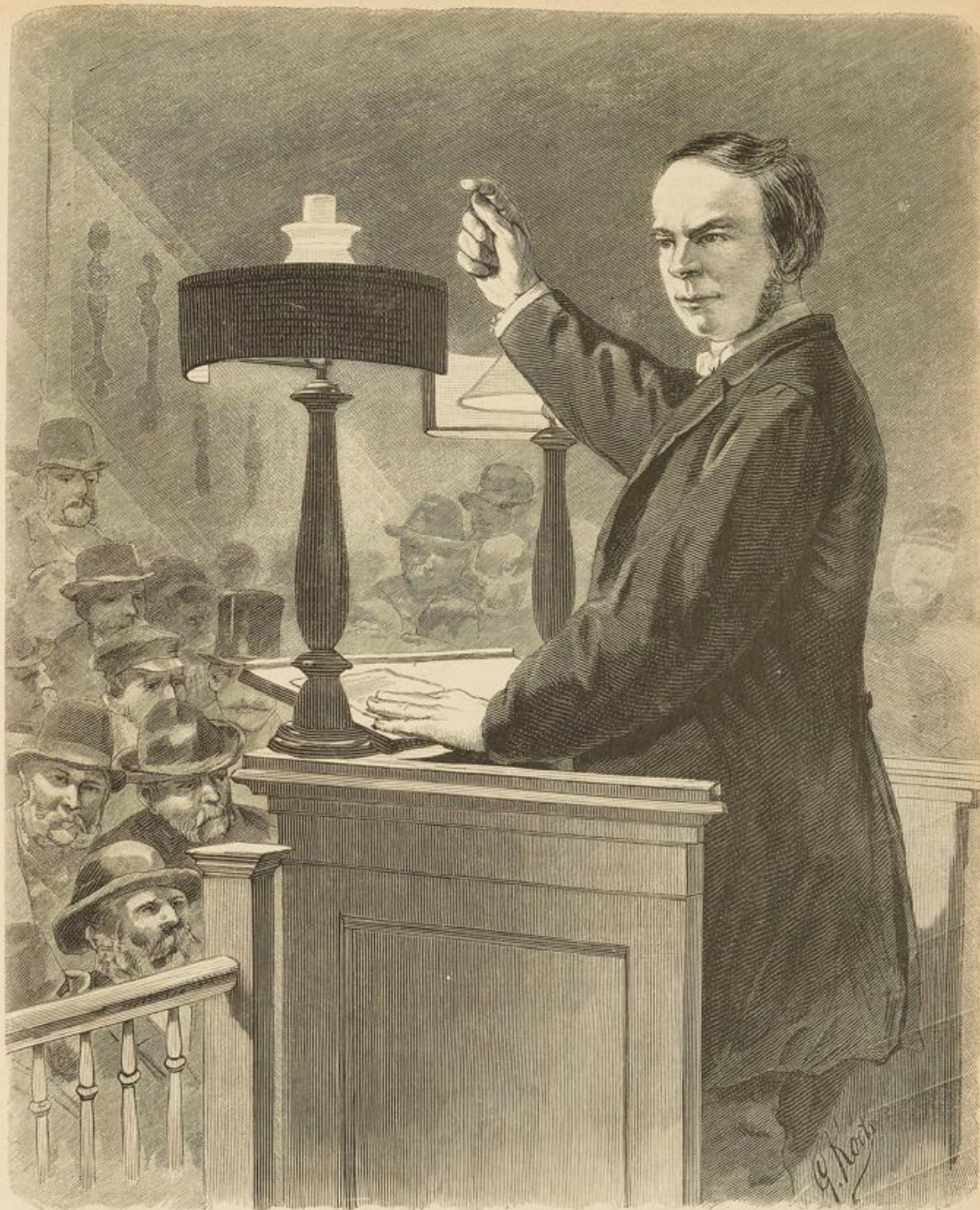
Die Nacht über schloß ich kein Auge. Ich beschloß nach reiflicher Ueberlegung, das Kleid nicht zu gebrauchen, sondern es bei irgend einer Gelegenheit wieder zurückzubringen; wie das aber anzufangen sei, blieb mir ein Räthsel. Todtmüde schlief ich erst gegen Morgen ein.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

Ein mutziger Mann!

Nichts beweist wol besser, daß die deutsche Sozialdemokratie nicht — wie vielfach behauptet wird — „eine Magenfrage“ ist, als der blinde Haß gegen das Christenthum nicht nur, sondern

gegen jede Religion, der ihre Anhänger erfüllt. Wodurch hat das Christenthum diesen Haß verdient? Es hat sich doch stets, getreu den Geboten des Heilandes, der Armen angenommen,



Gosprediger Stöcker vor den Sozialdemokraten. Nach dem Leben.

die Kranken gepflegt, die Waisen erzogen, wider Hoffart, Selbstsucht und Eitelkeit gepredigt. Woher dieser Haß gerade in den Kreisen, zu deren Gunsten recht eigentlich das Evangelium in der Welt verkündigt worden ist? Die Antwort liegt auf der Hand: das Christenthum ist der Todfeind aller Verneinung, und diese ist das treibende Element in der

deutschen Sozialdemokratie. Daher begegnet es ihrerseits auch dem erbittertsten Haße, der sich in ohnmächtiger Wuth in die Form der Verachtung kleidet, darum wird ihrerseits ganz mit Recht verkündet, daß das größte Hinderniß zur Verwirklichung ihrer Ziele das Christenthum sei.

Daß die Führer so denken, ist beklagenswerth, aber es

ist unabänderlich; schlimmer aber noch ist, daß auch alle die Opfer ihrer Propaganda mit dem veräusenden Trank der sozialdemokratischen Hirngepinde auch das ährende Gift des Unglaubens einschlürfen, denn der Veräuschte schläft seinen Rausch aus und ist wieder der, der er war, während der Vergiftete verloren ist.

Da ist es denn nur natürlich, daß christliche Männer diesen Vorgang nicht ohne das tiefste Weh ansehen konnten, daß sie Mitleid hatten mit dem armen irgeleiteten Volk und daß aus dem Mitleid der Entschluß erwuchs, nicht müßige Zeugen der Ereignisse zu bleiben, sondern herabzusteigen in die Arena, und im Namen des Heilandes den Kampf mit den Feinden aufzunehmen. Es gehörte doch ein großer Entschluß dazu, es war eine mutige Mannesthat. Die Gegner sind vorzüglich organisiert, sie gehorchen ihren Führern, denen sie blind vertrauen, aufs Wort und sie sind erfüllt von dem Fanatismus der ungerechten Sache, von jenem Fanatismus, der den Gegner nicht anhören will, weil er weiß, daß er ihn nicht anhören darf.

Als am dritten Januar Plakate die Arbeiter Berlins zu einer Volksversammlung einberiefen, auf der über die „Gründung einer christlichen Arbeiterpartei“ berathen werden sollte, wurde der gesammte sozialdemokratische Herdarm angeboten. Dieser besetzte das Bureau, und die Führer glaubten ihrer Leute sicher zu sein. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Herr Hofprediger Stöcker war nicht der Mann dazu, sich durch die Majorität imponiren, sich durch den voraussetzlichen Mißerfolg irre machen zu lassen. Unerfrocken entwiderte er seine Ansichten, manhaft trat er ein für das, was ihm als das rechte erschien, unbekümmert um Zischen und Tumult. Wie treffend seine schlichten Worte gewesen waren, bewies der Wuthschrei, mit dem der Sozialdemokrat Most ihm antwortete. Der Born riß ihn über jedes Maß fort, der größten Unwahrheit folgte die albernste freche Renommisterei. Calvin sollte 50 Keger haben hinrichten lassen, und den Geistlichen rief er zu: „Macht Eure Rechnung mit Eurem Himmel, denn Eure Uhr ist abgelaufen.“

Bewies schon dieser Schmerzensschrei, daß der Schlag getroffen, so mußte ein Entschluß, der gleich darauf im sozialdemokratischen Lager gefaßt und ex cathedra verkündigt wurde, noch klarer machen, wie sehr man dieses Häuflein Männer fürchtete. „Austritt aus der Landeskirche!“ lautete die Parole. Man wollte sich eben vor der Möglichkeit schützen, daß die Herde auf den Gedanken kommen könnte, nicht mehr blindlings und selawisch zu gehorchen, sondern selbst zu präsen. Aus eben diesem Grunde wurde auch der fernere Besuch der christlich-sozialen Versammlungen verboten. Aber die sonst doch so gehorsamen Scharen gehorchten diesmal nur zum Theil. Der

Mann, der sich so mutig unter seine Gegner gewagt und sich nicht scheute, seine Ansichten offen und unverhüllt vor ihnen auszusprechen, hatte es manchem angethan, andere wollten ihn wenigstens auch hören. Als die übrigen Sozialdemokraten sahen, daß die Ordre nicht verfiel, gingen sie auch in die Versammlung, um wenigstens so viel sie konnten, zu hören. Aber vergeblich. Herr Hofprediger Stöcker sprach am 18. Januar noch viel energischer, feuriger und auch durchschlagender als am 3. Januar.

Aus ihren Reden, Artikeln und Liedern wies er den Sozialdemokraten nach, daß sie bewußtermaßen der Revolution und damit dem eignen Elend entgegenstrebten; daß jene Behauptung Mosts eine Unwahrheit; daß das Christenthum recht eigentlich sich der armen Volksklassen erbarme. Es war eine mannhafte wadere Rede, und sie kam aus dem Munde eines Mannes, der selbst aus einer Arbeiterfamilie hervorgegangen ist, und in dessen Leben auch die erbittertesten Feinde keinen Flecken entdecken konnten. Es war eine mannhafte Rede und sie wurde vor deutschen Männern gehalten, denen die Sozialdemokratie den Sinn für Mannesmut nicht hatte austreiben können — kein Wunder, daß den Führern bange wurde um ihre Führerschaft. Hier war Gefahr im Verzuge, es galt ihr Lebensselement zu Hilfe zu rufen: die Agitation, den Skandal, den Tumult. Die Sozialdemokratie hat in den letzten Wochen in Berlin wahre Regien gefieert! Vielleicht noch nie ist in einem Staate, der sich nicht im Zustande der Revolution befand, eine solche Sprache geführt worden, haben solche Versammlungen stattgefunden, Versammlungen, in denen offen und gerade heraus der Staat und die Religion gleich sehr verhöhnt wurden. Der Geistlichkeit rief Most sein: „Macht Eure Rechnung mit dem Himmel“ zu, dem Staat erklärte er, er fürchtete sich weder vor einer irdischen noch vor einer himmlischen Autorität. Beide Erklärungen fanden jubelnden Beifall.

Stöcker aber und seine Freunde wichen und wankten nicht. Hatte schon Stöcker Most widerlegt, so leuchtete ihm später auch Herr Dr. Wangemann heim, so lehterer folgte sogar einer Einladung zu einer sozialdemokratischen Frauenversammlung und maß sich auch dort mit Most. Mitten in der Gluthize und dem Tabaksqualm solcher Versammlungen, unter dem Geheul, Gezisch und Gepeiß der Gegner standen diese christlichen Männer und verkündeten Den, vor dessen Namen sich alle Knie beugen sollen.

Wahrlich, wie man auch über die christlich-soziale Partei als solche denken mag — die Männer, die sie hervorriefen, wird man bewundern, so lange man noch Sinn hat für Ueberzeugungstreue und Mannesmut. Th. S. P.

Robe oder Frack. *)

Nachdruck verboten.
Gel. d. 11. VI. 70.

Es ist ein erfreuliches Zeichen segensreichen Fortschrittes, oder wenn man will, segensreicher Rückkehr in unserer allen äußeren Formen und Feierlichkeiten mehr und mehr entfremdeten Zeit, daß das preußische Abgeordnetenhaus den Beschluß gefaßt hat, auf eine hoffentlich für ganz Deutschland gemeinsame richterliche Amtstracht hinzuwirken. Der Antragsteller in der Kommission, so viel uns bekannt ein hannoverscher Jurist, hat augenscheinlich, und die Verhandlung im Plenum des Abgeordnetenhauses hat dies bestätigt, die in seinem engern Vaterlande noch heute übliche Robe im Auge gehabt, die der Richter trägt, wenn er öffentlich Recht zu sprechen hat. Um diese letztere Pflicht des Richters und die hierbei zu tragende Amtstracht handelt es sich übrigens nur allein, und niemand wird im Ernste verlangen, daß der Richter die auffallende Kleidung anlegen soll, sobald er richterliche Nebengeschäfte, als Lokaltermine und dergleichen, wahrzunehmen hat.

Die Robe, nächst dem preußischen Rheinlanden und der Provinz Hannover ganz besonders in Frankreich und England üblich, soll französischen Ursprung haben. Es mag möglich

sein, daß sie dem Lande der Mode entsprossen ist, jedenfalls aber ist sie der alten Toga verwandt, und es steht fest, daß wir sie, wenn auch in anderer Form, auf alten deutschen Bildern finden, wo der Graf unter dem Mispelbaume Recht spricht, dann wieder in Gemeinschaft mit der verummundenen Kapuze und Larve bei den Rittern der heiligen Behme. Heutzutage erscheint sie durchgängig von schwarzem feinen Wollstoff, ähnlich dem Talare, bald ganz einfach, bald verbrämt mit Atlas oder Seide an den zusammenstoßenden vorderen Langseiten. Ein weißes Halstuch mit kürzeren oder längeren, einfachen oder gestickten Enden ist ihr unerlässliches Attribut und stets begleitet sie das Barett, in England — die Ferrüde.

Wer einmal einer Gerichtsßigung, in welcher ein ganzes Richterkollegium, Prokuratoren und Anwälte in der Robe erscheinen, beigewohnt hat, wird, wenn ihm der Anblick ein bis dahin ungewohnter war, sich einer gewissen Ueberraschung nicht haben erwehren können. Es ist keine Frage, daß im Großen und Ganzen die Erscheinung eines solchen Gerichtshofes den Eindruck einer erhöhten Feierlichkeit macht, ähnlich dem, der durch

*) Es wird unsere Leser gewiß interessieren, in Obigem das Urtheil eines Betheiligten von langjähriger Erfahrung über diese vielfach bewegte Frage zu vernehmen.

eine Anzahl amirender Geistlicher im Ornat hervorgehoben wird. Auf diesen äußeren Eindruck ist die Amtstracht berechnet. Parteien und Publikum sollen äußerlich erkennen und unterscheiden, daß die Männer, welche die Robe tragen, für die Zeit ihrer Rechtsprechung äußeren Einflüssen entrückt, Leidenschaften und persönlichen Reigungen oder Abneigungen entlagend, unbekümmert um Wohl und Wehe des einzelnen, nur das eine hohe Ziel, die Föndung des Rechtes im Auge haben. Darum die schwarze ernste Robe, ein äußerliches Kennzeichen der Unterscheidung von anderen Menschen in gewöhnlichen Lebensverhältnissen.

Trotz alledem möchten wir aus verschiedenen Gründen der allgemeinen Einführung der Robe doch nicht das Wort reden. Zunächst ist es unbestritten, daß bei allen gemeinamen, vom Gewöhnlichen abweichenden und auffallenden Trachten — und eine solche ist die Robe stets — sehr viel auf die Persönlichkeit des Trägers der Kleidung ankommt, wenn nicht das gerade Gegenteil des beabsichtigten Zweckes erreicht werden soll. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist oft nur ein kurzer Schritt und für eine kleine umfangreiche Figur ist die Robe nimmer geschaffen. Wir wollen des begleitenden Barrets nicht näher erwähnen, das unzweifelhaft noch am besten aussieht, wenn es seinen Zweck nicht erfüllt, sondern ruhig auf dem Tische liegt, nicht des Umstandes, daß in heißer Jahreszeit die Robe gleich über die Weste gezogen wird und die weiten mitunter juridischstreifen Kermel den Mangel eines Kodes verrathen, nicht der bedeutlichen Aufnahme, die eine neu einzuführende Tracht bei dem großen Publikum stets zu fürchten hat, endlich auch nicht der entschiedenen Abneigung, die sich bei fast allen älteren Civilbeamten rüchlich jeder auffallenden und abweichenden Kleidung geltend zu machen pflegt. Es sind dies Schattenseiten, die mit der Zeit ihre Schärfe verlieren würden, wie es denn gewiß viele Richter gibt, denen aus Gewohnheit die Robe lieb geworden ist. Es tritt die Bequemlichkeit hinzu, denn die Robe hängt im Garderobenzimmer des Gerichts, wird übergeworfen und zugehakt und deckt vermöge ihrer Länge und Weite jegliche Unterkleidung.

Aber ein Umstand ist es, an welchem unseres Erachtens die Einführung der Robe scheitern muß. Die Robe soll Amtstracht des Richters bei der öffentlichen Rechtsprechung sein, sie soll bekunden, daß der Träger in diesem Augenblicke der unerlöschlichen, unbestechlichen, seinem Eide getreue und allen Einflüssen fremde Diener der Gerechtigkeit ist. Wer sind denn aber heute zu Tage diese rechtsprechenden Richter? Die Zeiten sind vorüber, daß nur gelehrte Richter auf den Richterstühlen saßen, der Laienstand ist wie in früheren Jahrhunderten wieder zur Rechtsprechung mit berufen und hat haaricharf dieselben Pflichten wie der gelehrte Richter. Wir brauchen gar nicht an Verwaltungsgerichte, Handelsgerichte und Gewerbegerichte zu erinnern, sondern es genügt ein Blick auf das neu einzuführende deutsche Strafverfahren. Das Gerichtsverfassungsgezet hat Geschworenengerichte, gelehrte Gerichte und Schöffengerichte geschaffen. Wer soll die Robe nun tragen, nur der gelehrte Richter oder auch die Geschworenen und die Schöffen? Man wende uns nicht ein, die Geschworenen seien keine Richter. Sie sind es doch und zwar in des Wortes recht eigentlicher Be-

deutung. Sie sind berufen, die Schuldfrage zu entscheiden, das Allerwichtigste im ganzen Kriminalprozeß. Von ihrem Ausspruche hängt das Wohl und Wehe der Beschuldigten ab, der gelehrte Richter ist an den Ausspruch der Geschworenen gebunden und hat nur noch die Straffrage zu erledigen. Die Schöffen aber stehen dem gelehrten Richter völlig gleich, sie entscheiden mit diesem gemeinschaftlich die Schuldfrage und die Straffrage, sie üben das Richteramt in vollem Umfange und mit gleichem Stimmrechte wie der gelehrte Richter aus, und nehmen auch an denjenigen im Laufe der Hauptverhandlung zu erlassenden Entscheidungen theil, welche in keiner Beziehung zu der Urteilsfällung stehen. (§ 30 des Gerichtsverfassungsgezetes.)

Will man also nur irgendwie konsequent verfahren, so müssen Geschworene und Schöffen ebenso wie der gelehrte Richter die Robe tragen. Daß dies bei dem steten Wechsel in der Person der Geschworenen und Schöffen kaum verlangt werden kann, liegt auf der Hand, wenn man sich nicht entschließen will, auf Staatskosten die nöthigen Roben zu verschaffen, die dem einen zu eng oder zu kurz, dem andern zu weit oder zu lang sein würden. Will man aber eine Inkonsequenz vermeiden und Geschworene und Schöffen vom Tragen der Robe entbinden, so liegt die Befürchtung nahe, daß dem gelehrten Richter äußerlich ein Uebergewicht verliehen wird, was durch nichts begründet ist. Aber wir haben uns eingangs unserer Betrachtung zu Gunsten einer allgemeinen Amtstracht ausgesprochen und stehen nicht an, den durch ganz Deutschland allgemein üblichen schwarzen Gesellschaftsanzug mit weißer Binde als ihm zu haltende Tracht für alle bei Gerichtsverhandlungen mitwirkende Richter, Geschworene, Schöffen, Prokuratoren und Anwälte vorzuschlagen. Man erreicht hiermit freilich keine absonderliche, aber doch eine durch und durch anständige und übereinstimmende äußere Erscheinung des Gerichtspersonals, die darauf hindeutet, daß die Träger dieser Tracht sich in Ausübung ihrer Pflicht befinden und ihre äußere Erscheinung mit dem Ernste in Uebereinstimmung gesetzt haben, der sie beselen soll. Man wende nicht ein, daß der Frack ein unehönes, ja häßliches und unbequemes Kleidungsstück sei. Denn so richtig dieser Vorwurf auch sein mag, so unbestritten ist es andererseits, daß dieses Kleid bisher allen Angriffen widerstanden und alle Versuche, ihn durch den Oberrock zu ersetzen, vollständig gescheitert sind. Wir treffen den Frack heutzutage in allen Schichten der bessern Gesellschaft, wir finden ihn am Taufsteine, bei der Einsegnung, bei der Trauung, beim Abendmahl, beim Sarge, am Hofe und auf dem Balle, er ist Trauer- und Festkleid zugleich, er bedeutet, daß sein Träger zu einer außerordentlichen heiligen oder festlichen Handlung berufen ist; warum will man ihn von den Richtersthühlen verbannen und ihn einem Kleidungsstücke opfern, das in den meisten deutschen Ländern unbekannt, von mehr als zweifelhaftem Werthe ist?

Unverläßlich ist freilich, daß auch der übrige Anzug mit dem Leibrocke übereinstimmt, daß Beinkleid und Weste von gleichem schwarzen Stoffe sind und die weiße Binde nicht vermissen wird. Wenn dies alles zusammen wirkt, so kann unseres Erachtens der Eindruck einer erhöhten Feierlichkeit — und auf diesen allein kommt es an — niemals verfehlt werden. E.

Am Familientische.

Karl Gussow.

(Zu dem Bilde auf S. 349.)

Wer die letzte große Berliner Kunstausstellung besuchte, konnte regelmäßig ein zahlreiches Publikum vor einem nicht eben großen Bilde versammelt sehen, das von jedem, gleichviel, ob er sich von demselben angezogen oder abgestoßen fühlte, mit ungleichem Interesse betrachtet wurde. „Nein, sehen Sie nur die schreienden Farben, das orangegelbe Taubentuch, welches die rothwangige, blondhaarige Dirne schwingt.“

„Ja, und gleich daneben die Brünnetre mit den hochschwarzen Augen.“

„Sagen Sie, was Sie wollen.“ „Niel ein dritter ein, hier ist eine volle wahre Natur, hier sind Menschen, wie sie leben und leben.“ Der Meister, der dies „Willkommen“ schuf, hat ein scharfes Auge, welches jede Linie mit Energie festhält und treu wiedergibt und seine Farben, für die er eine großartige Empfindung hat, passen vollkommen zum Bilde.“

Karl Gussow, jetzt einer der berühmtesten unter den Berliner Künstlern, eine durchaus eigenartig schaffende, realistische Natur zieht

unwillkürlich jeden Betrachter an. Ihm gegenüber kann keiner neutral bleiben. Wie eigenthümlich, daß Gussow auf das belebende Spiel von Licht und Schatten ganz Verzicht leistet! Alle seine Bilder sind in gleicher Beleuchtung gemalt und üben dennoch eine plastische Wirkung aus. — Gussow ist ein Schüler Rombergs und Baurwels, doch läßt sich ein direkter Einfluß dieser beiden Meister bei ihm nicht erkennen. Von Weimar, wo er sich ausgebildet, begab er sich nach München, dann nach Italien. Einige Jahre darauf finden wir ihn als Professor in Weimar, wo seine technischen Bestrebungen große Anerkennung fanden und er auch als Lehrer bedeutende Erfolge erzielte, die ihm treu blieben, als er nach Karlsruhe und endlich nach Berlin als Professor kam. Neben dem wirkungsvollen Bilde, das wir heute bringen, sind unter Gussows Werken noch zu nennen: „Kätzchen“, „Der Blumenfreund“, „Kopf einer alten Frau“, „Mädchen mit Bronzefigur“ und „Mädchen mit Früchten“. Alles auf das Studium der Natur begründete lebenswahre Schöpfungen.

Die Flucht nach Konstantinopel.

So muß es ausgehen haben zur Zeit der Völkerverwanderung, als von den Feinden gehegt ganze Stämme mit Weib und Kind, mit Sach und Pack unter Mühe und Noth davon zogen! Das war der erste Eindruck, den ich auf dem Bahnhofe von Konstantinopel empfing, wo Zug auf Zug mit seinen jammervollen Menschenladungen anlangte und Zug auf Zug mit Brot und Mehl und Kleibern abgeschickt wurde, um den Hülflosen, Verhungerten, Erfrierenden an den verschiedenen Stationen nach Adrianopel zu, wo sie zu Tausenden lagerten, wenigstens das nothdürftigste zur Weiterführung des Lebens zu überbringen.

Noch näher sollte mir aber dieser Jammer treten, als ich — so schreibt ein Berichtsfahrer der „Times“ — im Gefolge Iszet Vens diese Strecke selbst besah. Der genannte Adjutant des Hochkommandirenden war nämlich mit einer besonderen Sendung an die türkischen Unterhändler im russischen Hauptquartiere betraut und reiste mit einem Extrazuge.

Als unser Zug sich in Bewegung setzen sollte, langte gerade wieder eine „Ladung“ Flüchtlinge an. Ich kann keinen anderen Ausdruck dafür finden. Die Soldaten waren die Unglücklichen in die offenen Wagen eingepackt, sie schwärmten wie Bienen auf den Dächern der Waggons, waren durchnäßt vom Regen und zitterten vor Kälte. An Geist und Körper waren sie so gebrochen, daß sie ohne Dank, ganz mechanisch mit den erkalteten Händen die warmen Suppen zum Munde führten, welche an der Station von mitleidigen Gesellschaften ihnen gereicht wurden. Still, ohne einen Ausdruck des Schmerzes, folgten sie den Beamten, die sie, einer Herde Schafe gleich, in die Wägen trieben, wo ihnen ein dürftiges Obdach bereitet war. Diejenigen, welche unterwegs vor Kälte und Hunger gestorben waren, wurden auf Bahnen fortgetragen; ein Tuch war über ihr Gesicht geworfen. Die Kranken und Sterbenden transportirte man auf Lastwagen oder Packpferden in die Hospitäler. Diese Scene wiederholte sich immer und immer wieder und gab mir zu manchen traurigen Einzelbetrachtungen Anlaß. Ein hübscher Knabe von 11 oder 12 Jahren, der aus Tschirvan stammte, war früh am Morgen allein angelangt; Vater und Mutter hatte er im Gedränge auf dem Bahnhofe in Adrianopel verloren und sowie ein neuer Zug anlangte, suchte er ängstlich nach seinen Eltern; aber jeder Zug brachte ihm neue Enttäuschung. Tröstend sprach ich dem armen Knaben zu, der nach jedem fruchtlosen Versuche sich geduldig auf eine Bank setzte. „Ich kann warten,“ sagte er dann; „Sie geben mir hier zu essen. Doch meiner Mutter Kindchen,“ fügte er hinzu, „ward unterwegs, als wir nach Adrianopel schicketen, geboren und farb. Und sie war schwach und krank. Ah, wenn sie die Mutter nur nicht auf einem dieser Dinger bringen!“ Dabei deutete er auf die Bahnen, auf welchen man die Todten forschaffte.

Nach einiger Verzögerung setzte sich unser Extrazug in Bewegung. Es war ein schauerhaftes Wetter. Der Regen geiror zu Hagel, ein kalter Nordost durchsetzte jede Ritze des Wagens, so daß alle unsere Reisebeden uns im geschlossenen Coups nicht zu erwärmen vermochten. Im Laufe der Nacht trafen wir auf fünf große Züge mit Flüchtlingen; doch erst in Tschorlu trafen wir am anderen Morgen um acht Uhr auf die große Masse des türkischen Erodus. Das Wetter war etwas besser geworden, und hier und da fiel ein Sonnenstrahl auf die mit leichten Schnee bedeckte weite Ebene Rumeliens. Eine halbe Stunde lang längs der Bahn vor der Station war der Boden überall mit einer merkwürdigen Menschenmenge bedeckt. Gruppeweise kauerten sie zusammen an Feuern, die durch alte Eisenbahnschwellen unterhalten wurden. Das waren die zerstreuten, auseinandergerworfenen Glieder einer einst leidlich gegliederten menschlichen Gesellschaft, die Ueberreste, das soziale Braut von Städten und Dörfern. Das magere Zigeunerkind und der feiste türkische Tschorbadsch, der sich bisher von Süßigkeiten ernährte, sie jammerten einträchtig, beide gleich bedrängt, um ein Stück harten Zwiebels. Neben ihnen kräftige Bauern, um einen Karren verkrummelt, der ihre Familie, die armeneligen geretteten Habseligkeiten barg. Zu dreien oder vierten unter eine Ziegenhaarde zusammengelauert, reichten die frierenden Weiber den schreienden Säuglingen die Brust, während andere die harten Brotkrusten im lachenden Wasser erweichten. Die Zigeuner allein schienen hier in ihrem Elemente zu sein; dies wußte wirre Durcheinander sagte ihnen zu; bettete doch alles gleich ihnen, und wenn sie eben unter Weinen und Jammern die Hand nach einem Stück Brot ausgestreckt, dann hörte man gleich wieder lautes Scherzen und Lachen unter ihnen. Diejenigen, die daheim ein besseres Leben gekannt, die türkischen Bürger, fleißige, ordentliche Leute, die aber auch Haus und Hof verlassen und unter diese jammervolle Flüchtlingsmasse gerathen waren, sie waren am schlimmsten daran. Schweigend saßen die älteren Männer um das Feuer herum, während Weiber und Kinder nicht die gleiche Ergebung in ihr Schicksal zeigten. Thränen in Strömen rannen ihre Wangen herab. Sie zerschlugen sich die Brust, sie schrien mit marktschreierender Stimme um Hilfe, sie zeigten ihre kranken und sterbenden Säuglinge!

Die meisten dieser Unglücklichen stammten aus Sofia und den benachbarten Gegenden. Ihre Ochsen oder Pferde waren gefallen oder erschöpft; ihre Nahrungsmittel zur Erde, die Kleider auf dem weiten Wege zerissen. Alles was sie hatten, waren die schmalen Zwiebelschalen, welche die Regierung vertheilen ließ und die Wärme, welche die brennenden Eisenbahnschwellen ausströmten. Zug um Zug fuhr überfällt an ihnen vorüber und erlöste sie nicht aus ihrem traurigen Wivat, aus der Winterkälte, dem Regen, dem eisigen Winde. Da

kommt wieder ein Zug! Alles stürzt auf ihn zu. Aber auch er ist vollgestopft, voll im buchstäblichen Sinne des Wortes und die, die darin sitzen, sind seit drei Tagen, seit sie von Dermanli abtraten, nicht ausgeglichen, aus Furcht keinen Platz wieder zu finden. Männer, Weiber, Kinder, Kranke — Sterbende alles durch einander gestopft, von Noth harrend, vom Regen durchnäßt, vor Kälte zitternd, ein entsetzlicher Anblick! Unter den Wagen, in den Hundebehältern, hörte ich Stimmen. Dort hat man keine Kinder untergebracht! Die Decke der Waggons ist mit Gepäck überfüllt, und oben drauf liegt wer nur Fuß fassen kann. Ueber die Puffer am vorderen und hinteren Ende der Waggons hat man quer über Bretter gelegt und auf dieser gefahrvollen Bank sitzen die, die drinnen oder oben keinen Platz mehr finden konnten; ja auf den Trittbrettern, die entlang der Waggons laufen, haben sich einzelne Männer angeklammert, um nur mit fort zu kommen. Und in diesem Zustande sind die 1600 Menschen, welche dieser eine Zug enthält, zwei Tage und drei Nächte langsam, langsam dahingefahren. Sechszehn Leute sind unterwegs gestorben; hunderte sind todtkrank. Und das ist nur ein Zug von etwa 200, die ähnliche Frachten nach der Hauptstadt führen.

Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die an der Bahn harrenden Menschen keinen Platz mehr finden, und doch was würden sie, in ihrer panischen Furcht, nicht dafür geben, noch einen Winkel für sich zu finden. Es sind jammervolle Gruppen, die sich zu den überfüllten Wagen herandrängen. Da war ein Karren zusammengebrochen, danor lag ein todter Büffel und ringsherum ein Ansehnlich verhungertes armeneliger Flüchtlinge, die ihre Arme vergeblich dem Zuge entgegenstreckten. So weit mein Auge über die Landstraße reichte, traf es auf ähnliche Gruppen, zerbrochene Fuhrwerke, todt Leithiere.

Bei Tschorlu wiederholte sich genau dieselben Scenen wie bei Tschorlu, nur war hier eine weit wildere Aufregung, denn unter die Masse hatte sich eine große Anzahl flüchtender Arbeiter gemischt, die aus der Nachbarschaft kommend, sich nicht im Zustande elender Verhungierung, sondern in dem eines wilden, raschschwebenden Fanatismus befanden. Als unser Zug hielt, stürzten sie mit blankgezogenen Säbels auf denselben zu und erklärten, wir müßten aussteigen und ihnen die Wagen überlassen. Ich weiß nicht, ob Iszet Vens Autorität allein genügt hätte, sie zurückzuweisen; mehr noch veranlaßte sie wohl von ihrem Vorhaben abzusehen, daß unser Zug nur aus zwei Wagen bestand, welche ihnen natürlich nicht genügen konnten. Dann legte ich plötzlich ihre Wuth und ein förmlicher Anglisthauer schien sie zu ergreifen. Ein prachtvoll schöner alter Hauptling, mit herrlich geschnittenem Gesichte und hellblauem Auge, ein Mann, der im Kaulas noch gegen die Russen gekämpft, kam von panischem Schrecken gelähmt zu uns und schrie: „Morgen sind die Russen hier, um Gottes willen helft uns, daß wir fortkommen!“ Und als wir sie auf den nächsten Zug verfrachteten, war ein vollständiges Verzweiflungs- und Wuthgebot die Antwort. Während nun diese Tragedie an der einen Seite unseres Waggons spielte, hörte ich an der andern aus Fenster klopfen, öffnete er und sah einen verdächtigem Burfchen dort stehen. „Sagt mir,“ redete er mich an, „stehen Pferde und Rindvieh in Stambul jetzt hoch im Preise? Hier laufen hunderte herrenlos umher, soll ich sie dorthin treiben? Kann ich sie gut absetzen?“ So mischte sich auch die Komödie ein.

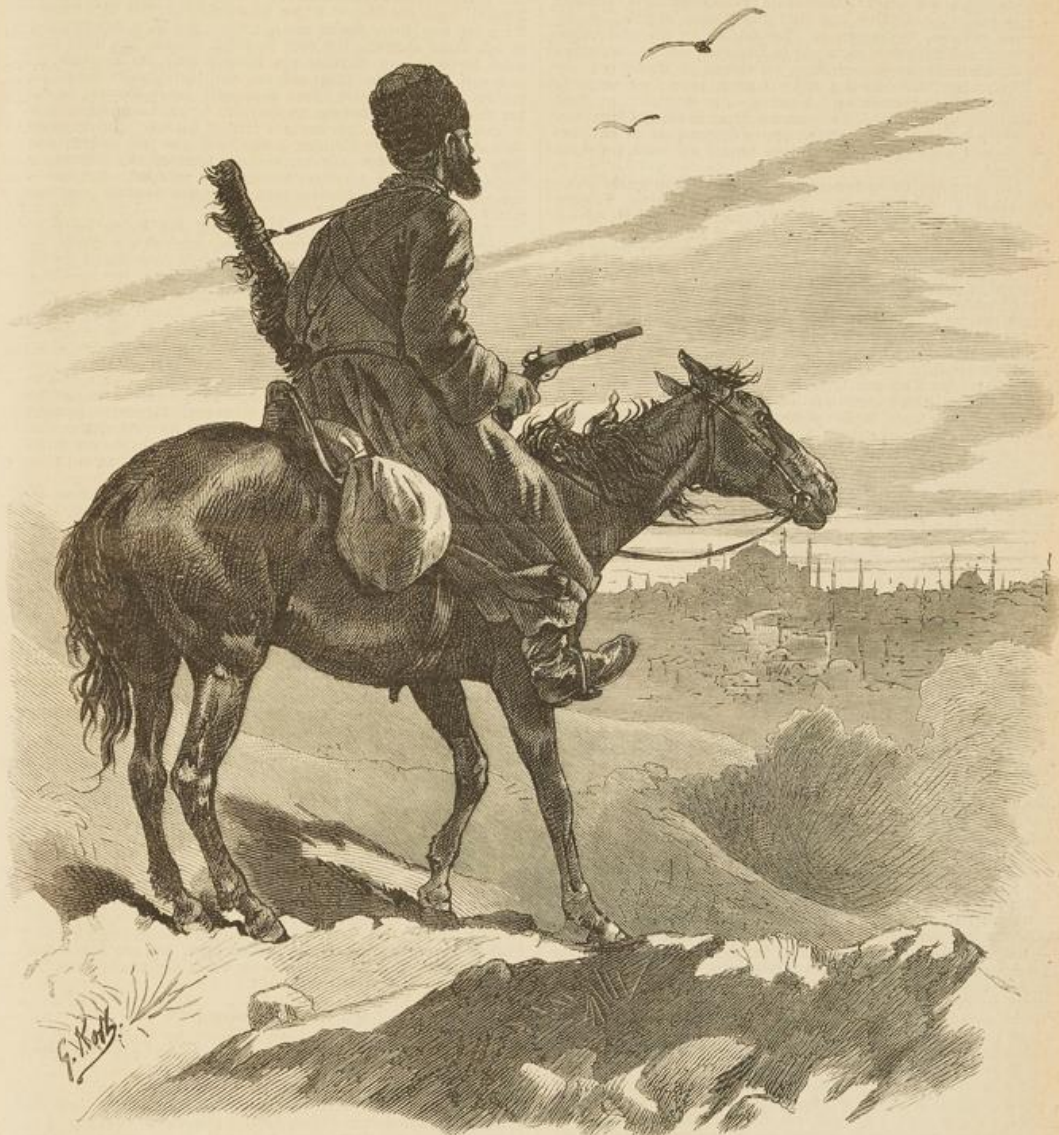
In Üsküdi Burghas mußte ich mich von Iszet Pascha trennen, da dieser fortan, als Parlamentar, nur mit seinem Gefolge unter weißer Fahne reisen durfte. Er empfahl mich an Achmed Gub Pascha, der mit 2000 Mann, dem Reste der Armee von Adrianopel hier stand. Aber was für ein armeneliger Rest verhungertes, verlorener Menschen! Als diese Truppe, hier anlangend, seinen Prodiant vorfand, da erbrach sie die für den General bestimmten Vorräthe und plünderte alles rein aus, so daß diesem nichts für sich übrig blieb. Von Bestrafung war natürlich keine Rede und Achmed Gub telegraphirte nur nach Konstantinopel: „Wenn morgen nicht Wagen da sind, um den Rest meiner Truppen zurückzuschaffen, dann wird die Desertion eine allgemeine sein und ich lehre ohne einen Mann zurück.“

Ein japanischer Chemiker.

Sage einer, daß die Japanesen bei uns nichts lernen. Da studirt in Berlin ein Herr Kaeta Ukimori Matsumoto, der aus dem fernem Sonnenanfangslande kam, um bei Professor Hofmann Chemie zu hören. Und er hat es schon tüchtig weit gebracht, so daß er in wissenschaftlichen chemischen Zeitschriften bereits Abhandlungen veröffentlicht. Wir überlassen es unseren Lesern, darüber nachzudenken, um was es sich hier handelt, wollen ihnen aber den Titel der Arbeit des Herrn Matsumoto nicht vorenthalten, welcher jedenfalls noch mehr Jungenbrechens veranlaßt als sein eigener Name. Der Titel lautet: Ueber die der Protocatechusäurereihe angehörige dimethoxylierte Benzoylcarbonensäure und ihre Beziehung zur Alphahomoveratrinsäure: Dimethylalphahomoprotocatechusäure.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848–50. (Schluß). — Eine unheilvolle Fastnacht. Von Franz W. Freiherr von Ditturth. — Ein muthiger Mann. Mit Portrait des Hosprediger Söder. — Nobis oder Brad. — Am Familientische: Karl Guffow. — Zu dem Bilde: „Willkommen!“ von Prof. Guffow. — Die Flucht nach Konstantinopel. — Ein japanischer Chemiker.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Der Erste vor Konstantinopel.

Zur Chronik des russisch-türkischen Krieges. XVIII.

(Schluß.)

Nach der Räumung von Adrianopel befahlen die Türken vor ihrer Hauptstadt nur noch eine Verteidigungslinie, welche Gelegenheit zum letzten ernstlichen Widerstande bot. Fünf Meilen westlich der Brücke des goldenen Horns bei Tichataldja führt eine breite Niederung vom schwarzen zum Marmarameere, quer über die thracische Halbinsel hinweg. Ein Bachlauf, eine Reihe von Teichen, die Bucht von Tschelmedsche und der See von Zerlos füllen sie aus. Nicht unbedeutende Höhen steigen, sobald diese Bodensenkung durchschritten ist, gegen Konstantinopel hin an und bilden eine ziemlich starke Stellung.

Eine Reihe von Bergen fronten diese Höhen, aber es mangelte denselben

noch an der gehörigen Armirung, auch forderte die Ausdehnung von vier deutschen Meilen weit mehr Truppen, als vorhanden waren. Nur 25000 Mann brachte Khehmed Ali aus Rumelien zurück. Nicht viel zahlreicher mögen die in und bei Konstantinopel versammelten Streitkräfte gewesen sein. Sulman Pascha, der vom Hafen von Kowala am ägäischen Meere aus seine dezinirten Divisionen einschiffte, erreichte in den letzten Tagen des Januar erst Gallipoli. Dort nahm er in den während des Krimkrieges von den Verbündeten erbauten Schanzen eine Flankenstellung gegen den russischen Vormarsch.

Mouhtar Pascha, der sich in Armenien als Organisator so bewährt

ch er ist
die darin
nicht ans-
Weiber,
von Un-
tieflicher
stimmen.
Boggen's
en kann.
ons hat
nt über
ja auf
einzelne
n diesem
st, zwei
ehs, sehn
das ist
auptstadt

er Bahn
eden sie,
für sich
erfüllten
davor
ngerüber
utgegen-
f es auf

wie bei
ter die
genücht,
er Verz-
a Fama-
zogenen
en und
ntorität
ie wohl
Wagen
egte sich
zu er-
ittienem
h gegen
ns und
st uns,
ig ver-
eul die
unferes
öfnete
redete
och im
dort hin
die Ko-

ten, da
weißer
ja, der
fland.
mischen!
erbrach
es rein
war
onstau-
meiner
ne sein

studiert
fernen
nie zu
wissen-
nlich,
es sich
Wats-
redens
ie der
arbon-
ethyl-

hatte, erhielt bei Tschatalba den Oberbefehl, um aus dem Chaos von Truppen, von Bemänteln und von Flüchtlingen in Eile ein Heer zu schaffen.

Die Ausfichten für die Vertheidigung waren geringe; denn bei der großen Ueberlegenheit der Russen an Infanterie und Artillerie war auf glückliche Abwehr ihrer Stürme nicht mehr, wie einst bei Grivica und Raditschewo zu rechnen. Auch moq das schwache Heer schon in jener Verfassung gewesen sein, in welcher der Soldat nicht mehr kämpfen will. Damit nimmt jede Hoffnung auf den Sieg ein Ende.

Doch kam noch weiteres Unheil hinzu, um den Abschluß des Waffenstillstandes und mit ihm den der Friedenspräliminarien zu beschleunigen. Vor dem Herannahen der Sieger strömte eine förmliche muhamedanische Wasserwanderung der Hauptstadt und den Küstengebieten des Marinarameeres zu. Sie füllte deren Straßen mit Bildern der Noth und des Elends und drohte für die christliche Einwohnerzahl die fürchtbarste Geißel zu werden. Gewaltthaten bezeichneten ihren Weg, wie einst den der abendländischen Kreuzfahrer, welche auf demselben Straßen zogen.

Die russische Kavalleriebrigade Strouff ging von Adrianopel sofort gegen Late Burgas vor. Ihr folgte nach der thracischen Hauptstadt am 22. Januar die Avantgarde der 30ten Division^{*)}, dann diese selbst und das ganze 4te und 5te Armeekorps. Weiter östlich war von Jambol gegen Kistlija das 11te Korps im Anmarsche. Westlich Adrianopel an den Abhängen des Rhodopegebirges breitete sich die Armeetheilung General Gurkofs^{**)} aus. Die Kavallerie erreichte ebenfalls Adrianopel und seine Umgebung.

Avantgarden gingen nach Kistlija, Baba Geli und Uzunepri^{***)} voraus. Am 2ten Januar abends traf auf der schnell wiederhergestellten Eisenbahn von Seremanti der Großfürst Nikolaus mit seinem Stabe ein. In der Begleitung befanden sich auch die türkischen Unterhändler.

Bei Adrianopel kam es zu einem vorübergehenden Halt der Armee, den der Waffenstillstand zu einem dauernden gemacht hat. Nur die Kavallerie gelangte nach bis Tschoru. Ein fahles Plateau mit geringer Kultur und wenig und vor dem Marische gegen den Bosphorus waren noch umfassende Verpflegungsdiskussionen nothwendig gewesen.

Während der letzten Januartage wurden auch nördlich des Balkan die Fortschritte der Russen sichtbar. Das Dobrudschalorps hatte am 20ten Januar vor Bagardschik ein Gefecht mit türkisch-egyptischen Truppen. In der Nacht darauf räumte diese den provisorisch aber stark besetzten Ort und zogen nach Rarna ab.

Die Komarmee besetzte inzwischen am 27ten Osmanbazar, am 28ten Januar Nasograd, das bekannte Bollwerk der Donauarmee, in welchem zu Beginn des Sommerfeldzuges Aufschir Ahmed Eubus Korps stand. Ohne Kampf wichen hier die türkischen Bosphorien aus und zogen sich in die Festungen zurück, das freie Feld dem Gegner überlassend.

Wie die vier großen ostbalkanischen Festungen, so wurde auch Widin endlich vollständig isolirt. Nach lebhaften Kämpfen auf seiner Westseite vollendeten die Rumänen die Einnahme und nahmen die verschanzten Dörfer Emedan und Inoo an Fuße des Glacis. Die Brigade Cantili hatte sich inzwischen südlich gegen die Bergseite Belogradschik gewendet, die, an der Straße von Widin nach Nisch gelegen, den Eintritt in den Nikolajepss verwehrt. Hier ging die Einschließung der nur 2000 Mann starken Garnison ohne Gefecht vor sich.

Größere Fortschritte als die Rumänen haben die Serben gemacht, die ein fast unverteidigtes Gebiet vor sich haben, seit sie Nisch genommen. Die Hauptmacht unter Oberst Tschjanin wendete sich gegen Kurlumlja, 7 Meilen südwestlich Nisch. Während der Belagerung jenes Platzes hatte schon einmal ein serbisches Detachement den Ort besetzt, ihn jedoch vor stärkeren türkischen Abtheilungen räumen müssen. Kummehr wurde er wieder genommen, Sofis Pascha, der türkische Oberbefehlshaber, auf dem südlich davon gelegenen Plateau Petrowa gora angegriffen und geschlagen, dann der Weg nach Arifina^{*)} fortgesetzt. Eine zweite serbische Kolonne wendete sich über Lesnowa, Branja, Olan gegen Karshant und Ustap. Bei Branja hatte sie ein letztes ernstes Gefecht. Sie stürmte am 1. Februar die verhängte Stadt und nahm darin 4 reguläre Bataillone und zahlreiche Freiwillige des Feindes unter Nassim Pascha gefangen. Auch gegen Kostendil streiften die Serben, während eine russische Partei die Stadt selbst besetzte.

Von den Montenegroinern ist seit dem Falle von Antivari nichts von Bedeutung zu melden. Schutari blieb in türkischer Hand. Auch der kleine Einfall der Griechen in Tessalien, der am 3. Februar begann, ist bekanntlich ohne weitere Folgen geblieben.

Am 31. Januar Abends 6 Uhr war in Adrianopel der Waffenstillstandsvertrag geschlossen worden, der einem Ergeben auf Gnade und Ungnade von Seiten des erschöpften türkischen Reiches an Rußland gleich kam. Er stellte den eben schwer erlangenen Sieg erst sicher und vervollständigte ihn in einer Weise, wie es mit den Waffen in der Hand erst nach Wochen, ja nach Monaten weiterer blutiger Kämpfe möglich gewesen wäre.

Silistria, Ruschuk, Belogradschik, Widin in Europa und Erzerum auf dem asiatischen Kriegsschauplatz werden vertragsmäßig von ihren Besatzungen an die Russen übergeben.^{**)} Die Etnen von Tschatalba aber fielen in die neutrale Zone und die Trümmer des türkischen Heeres mußten sie verlassen, um sich nach der nun ganz schutzlosen Hauptstadt zu wenden.

Dies Ende des blutigen Dramas zeigt recht deutlich, welche Verchiebung in den politischen Verhältnissen Europas seit 1870 vorgegangen ist. Von den acht Kriegen Rußlands gegen die Türkei waren vier entschieden glücklich. Erst dieser achte hat aber wirklich entscheidende Erfolge gebracht, weil Rußland zum ersten Male seinen Sieg ohne ängstliche Rücksicht auf die Zustimmung der Westmächte auszunutzen durfte. Es war zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen und jene spielten nicht mehr die Rolle, wie bis vor zehn und zwanzig Jahren, da selbst ein Napoleon III. dem Continent Gesehe gab, und England bei geistlicher Verknüpfung der Interessen leicht einen Bundesgenossen hätte finden können.

Der Abend des 31. Januar hat die Russen gänzlich zu Herren der Situation gemacht. Im Besitze der Donaufestungen dürfen sie nicht für ihre Verbindungen mit der Heimat fürchten, und jede Stunde kann sie zugleich nach

*) Dem 4. Armeekorps.

**) 5. und 6. Armeekorps.

***) Siehe Kriegszustand des Dobruja.

*) Belina selbst bleibt insofern von den Türken besetzt.

**) Uebriglich Bataun² widersprechen sich die Nachrichten.

Konstantinopel führen. Sie aufzuhalten, ehe sie dorthin gelangten, wäre einem energischen Allirten der Türkei wohl möglich gewesen. Sie vom Bosphorus zu vertreiben, wenn sie einmal dort stehen, müßte stärkere Armeen erfordern, als selbst die Transportflotte Großbritanniens sie an ferne Küsten zu schaffen vermag.

Den Diplomaten gehört der Rest der Arbeit. Die Waffen ruhen. Ein blutiger mehrjähriger Kampf ist zu Ende. Mit der Erhebung der bosnischen Rajah von 1875 begann er, mit den Schlachten im Schipflapasse und bei Pilsippopol im Januar 1878 endete er. Alles Interesse concentrirt sich auf den dritten und letzten Akt, den Krieg Rußlands und seiner Verbündeten gegen die Türkei.

Seine Dimensionen sind viel gigantischer geworden, wie sich bei seinem Beginn voraussehen ließ. Russen, Rumänen, Serben und Montenegroinern haben gemeinsam an 110,000 Mann auf den Gefechtsfeldern verloren, ehe es ihnen nach neuromonalischen gewaltigen Anstrengungen glückte, das alternde Osmanenreich niederzuwerfen, von dem man zuvor glaubte, der letzte Anstoß müßte es über den Haufen werfen.

Diese ganz unerwartete Kraftentwicklung des türkischen Staates wird die historisch feststehende Erstehung dieses Krieges bleiben. Man muß bedenken, daß hier ein weit verstreutes Volk von nur 15 Millionen der geschlossenen Masse von 90 Millionen gegenüberstand, daß jenen im eigenen Lande Gefahr und Aufruhr drohte, eine jammervolle Verwaltung, die traurigste Finanzlage von der Welt keine Anstrengungen vernahm, diesen hingegen alle Mittel zu Gebote standen, seine Ueberlegenheit beweisen, diesen hingegen alle Mittel zu Gebote standen, seine Ueberlegenheit beweisbar zu machen. Trotz des scheinbaren Verfalles hat seit den Tagen Mahmud II. doch eine allmähliche Erstarkung des Reiches stattgefunden. Die so viel geschmähte Regierung Sultan Abdul-Aziz aber leistete darin geradezu Großes. Sie schuf ein stattliches Heer und eine Flotte ersten Ranges.

Nur die materielle Erstärkung entschied endlich gegen die Türkei. Während die zahllosen Schaaren der übrigen muhamedanischen Grenznachbarn Rußlands vor schwachen Kolonnen auseinander fielen, ist es kaum ein Zweifel, daß die Südarmer des Großfürsten Nikolaus noch heute in Bulgarien oder an der Donau stände, wäre es den Türken gelungen, ihr numerisch gleich stark zu bleiben. Nur am Tom bieten sie ihren Gegnern an Zahl bis zum letzten Stadium des Krieges die Wage. Dort waren sie durchweg glücklich.

Mit dieser Hinweis aber soll nur ihnen Geradheit widerfahren, keine Herabsetzung der russischen Leistungen gemeint sein. Den Russen fiel die schwierigere Rolle des Angreifers zu, für welche trotz ihrer größeren Zahl in ganzen, doch ihre Uebermacht an den entscheidenden Stellen zu Anfang nicht genügend war.

Auch an bedeutenden Meerführern fehlten den Osmanen nicht. Männer wie Osman Pascha, wie Nouthor, Suleiman, Ruab Pascha lehren, weisen die türkische Flotte fähig ist. Es fehlt ihr nicht an Gaben, dasselbe zu leisten, wie die Kulturvölker des Westens.

Forscht man nun nach dem Grunde, welcher trotz des Aufschwunges, dessen Spuren das Reich bei seinem Sturze noch zeigte, doch zur Katastrophe führte, so bleibt man bei der Thatsache stehen, daß jener Aufschwung ein rein äußerlicher war und daß ihm die sittliche Basis fehlte. Wäre es dem muhamedanischen Elemente gelungen, in den letzten Jahrzehnten das christliche sich durch ein mildes Regiment auch nur in einigen Provinzen willig dienstbar zu machen, so hätten in der entscheidenden Stunde die Kräfte ausgereicht. Ja es wäre voraussichtlich garnicht zum Kriege gekommen. Allein alle Anstrengungen waren nur auf die Kräftigung der rohen Gewalt, die Befestigung der Sabelherrschaft gerichtet, nicht auf Verjöhnung und Ausgleichen.

Dies Streben hat Erscheinungen hervorgerufen, wie die furchtadeladne Thieresseinnwanderung, welche jeden Frieden unmöglich macht.

Freilich hängt mit alledem der religiöse Fanatismus des Islam eng zusammen und eine Rettung des Reiches wäre vielleicht nur bei einer rechtzeitigen Umgestaltung des religiösen Lebens möglich gewesen.

Vom rein militärischen Gesichtspunkte aus stellt sich die während erfolgreicher Defensiver der Türken den Fortschritt. Alevna und seine berühmten Schanzwerke werden künftig eine Fundgrube für das Studium werden. Der Beweis ist dort geliefert, was selbst mangelhaft ausgebildete Truppen bei der heutigen Bewaffnung hinter Wall und Graben zu leisten vermögen. Ähnliches zeigen einzelne Momente des armenischen Feldzuges, so namentlich das Gefecht von Jevim am 25. Juni und die Vertheidigung von Batum, wo noch neuerdings am 31. Januar ein letzter Angriff der Russen glücklich, wie alle übrigen, zurückgewiesen wurde.

Die Unmöglichkeit, lange Fluß- oder Gebirgslinien dauernd zu halten, hätte kaum noch der neuen Beispiele an der Donau und dem Balkan bedurft. Dagegen läßt sich aus den bedeutenden Leistungen der Türken im Sectransporte größerer Truppenmassen ein neues Bild gewinnen.

Auf russischer Seite verdienen zu Beginn des Krieges die systematischen Vorbereitungen für den Donauübergang und dieser selbst Beachtung. Bisher als einziges Beispiel ihrer Art stehen die glücklichen Unternehmungen der Torpedobote da. Dann folgen die großartigen Maßnahmen zur Versorgung der Armee in Bulgarien mit ihren Mängeln zu Beginn und ihren staunenswerthen Resultaten am Ende des Krieges. Daß beim Balkanübergang, als gleichzeitig der Übergang die Donaubrüden zerstörte, die Armee vor Noth bewahrt blieb, verdient volle Anerkennung.

Die Operationen des Januar aber sind musterhaft, mit ihren kombinierten Angriffen auf die Vertheidiger der Gebirgspässe und ihrer Ueberwindung von Naturhindernissen. Für eine so zahlreiche Armee gibt es kein ähnliches Beispiel in der Geschichte.

Verhängnisvoll wäre es, aus dem Wüthlingen des ersten russischen Angriffs einen Schluß auf russische Kriegsglückseligkeit und russische Kraftentwicklung in einem künftigen Kriege zu ziehen. Die Ursache war lediglich ein Bedenken über die türkische Armee, und diesen Fehler machte nicht Rußland allein, sondern mit alleiniger Ausnahme Englands wohl ganz Europa. Das wesentlichste Hemmnis — Alevna — aber tausend die Russen sich selbst durch ihre unseitigen und unbedachtigen Angriffe. Ohne diese hätte der Kampf 4 Monate früher beendet sein können.

Die genaue Geschichte dieses Krieges wird ohne Zweifel weit mehr werthvolle Entdeckungen für das Studium eröffnen, als hier angedeutet werden konnten. War es doch der wesentlichste Zweck dieser Zeilen, den Leser durch das Würfeln der Nachrichten zu leiten, ihm Nähe zu sparen, und vollkommene Täuschungen zu verhüten.